AUTHOR:

HOWALD, ERNST

TITLE:

GRIECHISCHE PHILOLOGIE,...

PLACE:

GOTHA

DATE:

1920

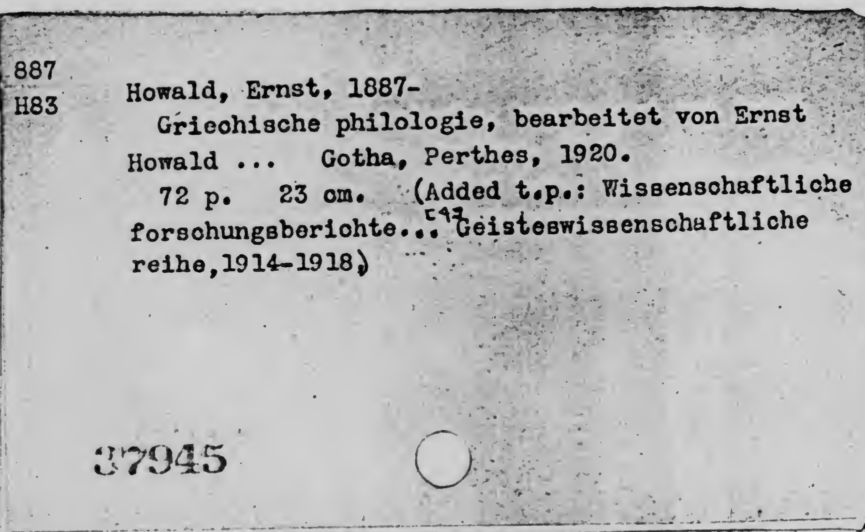
Master Negative #

92-81090-9

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



Howald, Ernst, 1887-
Griechische philologie, bearbeitet von Ernst Howald ... Gotha, Perthes, 1920.
72 p. 23 cm. (Added t.p.: Wissenschaftliche forschungsberichte... [4] Geisteswissenschaftliche reihe, 1914-1918)

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 2-6-93 INITIALS S...
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Howald, Ernst
Griechische philologie, bearbeitet

Bibliographic Irregularities in the Original Document

List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volumes(s) missing/not available: _____

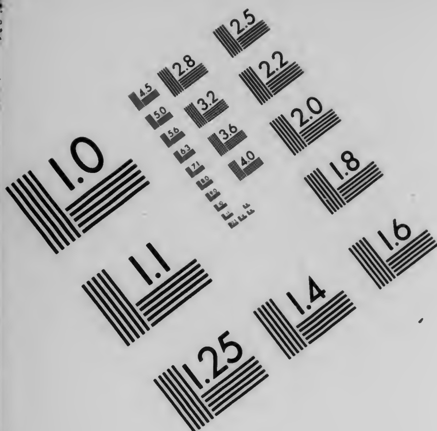
✓ Illegible and/or damaged page(s): p. 1-26

_____ Page(s) or volumes(s) misnumbered: _____

_____ Bound out of sequence: _____

_____ Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: Univ. of Minnesota

_____ Other: _____

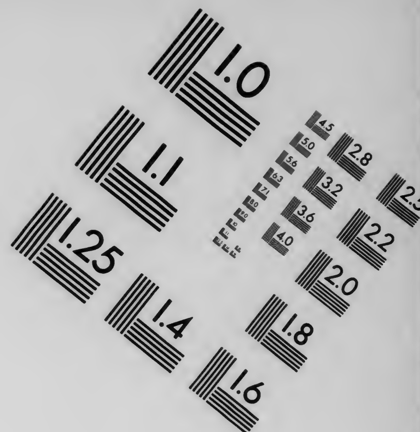



AIIM

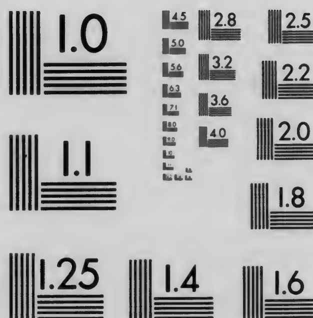
Association for Information and Image Management

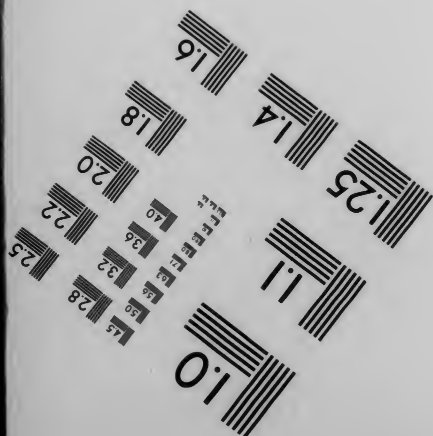
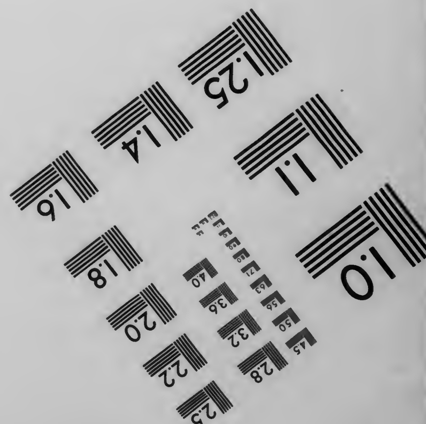
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Wissenschaftliche Forschungsberichte

Herausgegeben von Professor Dr. Karl Hönn

IV

Ernst Howald

Griechische Philologie



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Wissenschaftliche Forschungsberichte

Herausgegeben von Professor Dr. Karl Hönn

Geisteswissenschaftliche Reihe
1914—1918

Griechische Philologie



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1920

Griechische Philologie

bearbeitet

von

Ernst Howald
Professor an der Universität Zürich



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1920

Ein Unternehmen wie das vorliegende braucht heute kein Wort der Begründung. In einer Zeit, wo die Welt die Grundlagen ihrer Existenz neu aufzubauen beginnt, verlangen auch die geistigen Arbeiter, welche das Ende des Krieges ihrem Beruf wieder zugeführt hat, Rechenschaft über den Stand und die Aussichten ihrer Arbeitsgebiete.

Die wenigen wissenschaftlichen Zeitschriften, die da und dort zusammenfassend über die Fortschritte und die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen berichten, sind durch die Not des Krieges in ihrer Wirksamkeit behindert gewesen. Sie konnten während des Krieges noch weniger als im Frieden der Aufgabe gerecht werden, deren Lösung der Krieg gebieterisch gefordert hat: alle neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse, alle wesentlichen Errungenschaften und Forderungen der wissenschaftlichen Methodik festzustellen.

Nicht nur der Student der höheren Semester — dem die Universität die Wege zu neuer wissenschaftlicher Arbeit ebnen hilft — sondern vor allem der Angehörige geistiger Berufe, der auf sich und in der Regel auf wenige Hilfsmittel angewiesen ist, verlangt, um sich in seinen Arbeitsgebieten und seiner Berufsarbeit wieder zurechtzufinden, nach einem Führer, der ihm den Stand der Arbeitsgebiete vergegenwärtigt, die er im Krieg verlassen hat, und der ihn von da aus den Weg zu den Aufgaben und Forderungen finden läßt, welche die wissenschaftliche Forschung oder der Beruf, wissenschaftliche Forschungsergebnisse zu vermitteln, heute an ihn stellen.

Die geisteswissenschaftliche Abteilung des Unternehmens — mit der es eröffnet wird — darf sich der Beteiligung von Männern freuen, welche ihr wissenschaftlicher Ruf und der

Wille, der zuverlässigen Vermittlung gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnisse zu dienen, in denkbar hohem Grade geeignet macht, die Aufgabe zu lösen, welche das Unternehmen sich gestellt hat.

Wir hoffen darum nicht nur den Angehörigen der in den Heften behandelten geistigen Disziplinen ein Hilfsmittel in die Hand zu geben, dessen sie jetzt nicht entraten können und auch späterhin nicht entraten sollen. Wir wollen mit diesen Heften auch dazu beitragen, Brücken zwischen dem — bisher so esoterischen — Forschungsbetrieb der Universitäten und dem allgemein-geistig interessierten Menschen herzustellen, dem bisher die Leistungen der wissenschaftlichen Arbeit nur spärlich, zufällig, in verwässerter Form aus zweiter und dritter Hand bekannt wurden.

Man hat die Wissenschaft mit einem Dome verglichen, dessen Kuppel sich niemals schliefst. Dieses Bild gibt uns die Zuversicht, dafs mit der Wissenschaft auch dieses Unternehmen sich immer wieder verjüngen und auch dann, wenn die nächsten Zwecke der geistigen Übergangswirtschaft nicht mehr bestehen, sein dauerndes Recht in sich tragen wird (ohne dafs es darum aufhörte, sich dieses Recht immer neu zu verdienen). Dieses Bild scheint uns aber auch zu ermahnen, dafs — alter schöner Sitte gemäfs — auch zu diesem Dome die Tore für jeden offen stehen sollen, den der Wille, sich zu sammeln oder zu erheben, einzutreten treibt. Und es scheint uns schliefslich zu besagen, dafs die Wissenschaft nicht nur — zur Hingabe bereite — Menschen ohne Ansehen der Person um sich sammeln soll, sondern dafs von diesem Dom auch alle nationalen Begrenzungen fernbleiben müssen, welche im Krieg selbst das Leben der Wissenschaft so verheerend durchwuchert haben.

Der Herausgeber — Der Verleger

Inhaltsübersicht

Einleitung

Die klassische Philologie ist, so befremdend das klingen mag, keine internationale Wissenschaft, die durch die nationale Bodenständigkeit ihrer Vertreter nur gleichsam in Dialekte geschieden wäre, sondern ihr deutscher Zweig unterscheidet sich aufs deutlichste von allen anderen. Während die fremden Altertumsforscher in stetigem Kontakt mit dem geistigen Leben ihrer Nation allen Vorteil und auch alle Schäden einer solchen engen Verbindung ernten, auf und nieder werten je nach der Stimmung der Zeit und demzufolge in unserer Periode, wo ein geeichter literarischer Wertmesser völlig fehlt, in jene Unsicherheit verfallen, die auch in Deutschland in der modernen Philologie herrscht, ist die klassische Philologie im deutschen Kulturkreis seit 100 Jahren in ihren Grundtendenzen konstant geblieben, eine eigenartige, äußerlich starre Größe, im Grunde die ununterbrochene Metempsychose einer ungeheuer bestimmenden und beeinflussenden Persönlichkeit, F. A. Wolfs. Er gab ihr sowohl, was sie zu sein behauptet, als auch, was sie ist. Wie er leicht bereit war, fremde Ideen sich äußerlich anzueignen, sich mit ihnen herauszuputzen, um sich dem Zeitgeschmack, dem seine Natur so fern stand, anzupassen, so hat er aus den Tendenzen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, als deren Ausdruck etwa Winckelmann und Gibbon genannt sein mögen, das großartige Gebilde gestaltet, das er in seiner Darstellung der Altertumswissenschaft vor uns aufbaut. „Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst“ verkündet er als sein Programm und schmückt es mit schönen Worten aus, die er seinem Freunde Wilhelm von Humboldt entlehnt; sein eigentliches und einziges Bemühen aber ging ihm um die Texte und nur um sie; diese waren ihm die einzige Realität, alles andere diente diesem einen Zwecke. Und dies ist eigentlich so geblieben, wenn auch der Begriff des Textes viel weiter gefaßt werden darf, als Wolf ihn verstand. Auch die absolute Herrschaft der Historie in der Philologie hat daran nichts geändert — übrigens ist das mehr ein Schlagwort. Äußerlich historisch war die Philologie seit Wolf, wollte er doch eine Textgeschichte geben und war doch gerade dies seine große Tat; die klassizistische Gefühlseinstellung, die dem Philologen seinen Stolz und seine Bescheidenheit, beide erwachsen aus dem Bewußtsein, einer guten Sache uninteressiert zu dienen, gibt, ist daneben bis auf den heutigen Tag geblieben. Das eigentlich historische Denken, d. h. den Blick für die historischen Möglichkeiten, besitzen die Philologen aber auch heutigen Tages nicht oder nur zufällig; in ihrem Sinne ist Geschichte höchstens Zubereitung der geschichtlichen Quellen.

Zwar haben geniale Männer wie August Boeckh und Karl Otfried Müller, Menschen mit Sinnen für die Wirklichkeit, für Land und Leute und Staat und Sitte, Erben des späten 18. Jahrhunderts, Nachfolger Heynes und nicht Wolfs und auf verwandtem Gebiete Friedrich Gottlieb Welcker, der einzige wahre Literarhistoriker der klassischen Philologie, etwas anderes daraus zu machen versucht; aber sie unterlagen. Gottfried Hermann, Wolfs wirklicher Erbe, siegte. Zwar hat Berlin bis auf den heutigen Tag sein Seminar für Altertumskunde in boeckhschem Sinne, aber auch in Berlin triumphierten Karl Lachmann und Moritz Haupt, in Bonn siegte Ritschl über Welcker; K. O. Müller ist zu früh gestorben. Er hinterließ zwar Schüler; aber bezeichnend ist, daß seine wahren Nachfolger, die Archäologen, sich von der Philologie emanzipierten. Als sie in direkte Berührung mit dem Boden Griechenlands traten, lösten sie sich von ihr. Sie repräsentieren heute einen anderen Menschentypus neben dem Philologen, durch ihren Sinn für die nichtliterarische Realität eine kostbare Ergänzung desselben. Zu ihnen haben sich alle Realia (außer denen des Staates, die sich zu den Althistorikern retten konnten) geflüchtet: Die Religion, nicht die, die in der Literatur zum Ausdruck kommt, sondern im Gottesdienst und in der Prozession, das Theater, nicht als Literaturform, sondern als Spiel, die sog. Privataltertümer, alles ist jetzt, und zwar wohl aufgehoben, in ihren Händen. Verbunden bleibt der Archäologe aber mit dem Philologen durch die gemeinsame Abneigung gegen alles Theoretische, gegen Völkervergleichung und Kunstwissenschaft. — Kunsthistoriker ist er nicht und will er nicht sein.

Dem Philologen ist die Realität der Texte geblieben. An dieser Erkenntnis darf es uns nicht irre machen, daß ein Mann auch jetzt in vollendetem Maße die Totalität der Altertumswissenschaft umspannt, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Daß dieses Phänomen kraft seines Genies die Weite des Ganzen zu umspannen fähig ist, zwingt uns zur Verehrung; aber auch ihm gelingt es nicht, so, daß man die Fugen nicht mehr sieht, die beiden Richtungen, Hermann und Welcker oder Hermann und Heyne-Boeckh innerlich zu einen; es ist diese Diskrepanz, was seinen Werken jenes merkwürdig schillernde Licht, jene enervierende Unfaßbarkeit gibt. Lieber möchte er Diadoche der unterlegenen Richtung sein, in Tat und Wahrheit ist auch seine Mentalität der der Philologen näher; denn zu jener Wesen gehört die schöpferische künstlerische Ader; ihnen ist alles Gegebene und Überlieferte Mittel, um daraus etwas Neues, über und hinter jenem Stehendes zu machen, Geschichte. Das ist aber nicht die Stärke Wilamowitz', so wenig wie irgend eines Philologen. Keine große Gestaltung erwächst ihm; groß und unerreichbar ist er, wenn er einen Text schafft, lesbar macht, verstehen lehrt. In seinem neuen Platonbuch, wie ungeformt und mühsam ist die Darstellung des Lebens in und um Platon, wie großartig und überwältigend die Interpretation: Er kann wohl Literatur in vollendetem Maße zum tönen bringen, die irdische Wirklichkeit neu aufleben zu lassen, mißlingt ihm. Seine Realität ist trotz allem das Buch, das einzelne Buch, nicht der Staat der Athener, sondern des Aristoteles Staat der Athener.

Aus diesem Grunde sind unsere Fachklassiker Methodiker; aus diesem Grunde haben wir wenig einheitlich geschlossene Bücher wie die Historiker, die Germanisten; sie alle zerfallen und sind nur aus methodischen Gründen ein Genuß zu lesen, etwa abgesehen von denen — Boeckhs und K. O. Müllers und Welckers und eines Teils der jetzigen Archäologen.

So drückt denn W. W. Jäger die Aufgabe der Philologie folgendermaßen aus [1]: „Im Gegensatz zur modernen Literaturwissenschaft liegt dieses Zentrum bei uns nicht in der Literaturgeschichte, wird es nie liegen, wenngleich wir nie aufhören werden, Literaturgeschichte zu treiben. Es liegt in dem Besitz der großen Meister selbst und in der Notwendigkeit, sie vor die Augen der heutigen Welt immer wieder hinzustellen und ihr Verständnis zu vermitteln". Literaturwissenschaft ist aber nur der stärkste Gegensatz. Gegensatz überhaupt ist alles, was das Erhaltene ausdeutet, was nicht in dem einmaligen Erzeugnis des Griechenvolkes seine Beruhigung findet, sondern dieses parallel setzt mit den Ausdrucksformen anderer Völker, was in irgendeiner Weise völkervergleichende Wissenschaft treibt. Ausnahmen werden diese Erkenntnis in uns nur befestigen können: Die schärfste Abweichung war die religionsgeschichtliche Schule Erwin Rohdes, seine „Psyche" ihr höchster Ausdruck. Wer weiß aber nicht von dem großen Mißtrauen, mit dem ihr und ihresgleichen in Philologenkreisen begegnet wurde und noch begegnet wird — als deutscher Philologe sage ich, nicht mit Unrecht. Denn so geistvoll und anregend z. B. Albrecht Dieterichs Arbeiten sind, so gefährlich sind sie. Aber auch dieses wilde Schoß ist geknickt, seitdem Dieterich gestorben und Richard Wünsch gefallen ist; ihre scheinbare Fortsetzerin, die Religionsphilologie Reitzensteins und Bolls ist eine echte Tochter der Philologie; sie sucht Literatur, allerdings abgelegene, verständlich zu machen oder mit deren Hilfe wichtige Vorstellungen zu gewinnen; sie arbeitet deshalb auch nicht mit der Ethnologie Hand in Hand, sondern höchstens mit der wissenschaftlichen Theologie.

Während die englischen und französischen Altphilologen — gerade unter den ersteren hat es stets eine große Anzahl künstlerisch hochbegabter Menschen gegeben — aus ständiger bewußter und unbewußter Literaturvergleichung, ja sagen wir aus der Ethnologie heraus dem Griechentum nahe zu kommen bestrebt sind, ist der deutsche Gelehrte nur um die Erschließung und Erweiterung des antiken literarischen Materials bemüht; er meidet den Schein nicht nur nicht, sondern sucht ihn sogar geflissentlich auf, als ob er um einer Stelle willen, nur um sie zu verstehen, eine buchfüllende Untersuchung ins Werk setzte; selbst ein stark aus der Tradition fallender Gelehrter wie A. Dieterich hält in der „Mutter Erde" an dieser Fiktion fest. So ist der fremde Philologe leicht in den Augen des deutschen ein Diener des Tages und der Mode; die Mehrzahl der Aufsätze auswärtiger Fachjournale ist ihm eine zwar liebenswürdige, aber ergebnislose, unverständliche Wiederholung, Neu-

[1]) N. Jahrb. kl. Alt. 1916, S. 91.

gruppierung, ja einfach Neudarstellung längst gehobener Tatsachen, die, wie es ihm scheint, oft durch modische Schlagwörter in falsche Umgebung gerissen werden. Umgekehrt ist z. B. dem Engländer die deutsche philologische Arbeitsweise von feinem Gefühl verlassen, nach methodisch-logischer Schablone vorgehend, ein Verstandesspiel eher als historisches Erfühlen. Beide sagen natürlich zum Teil Richtiges; zu erklären brauche ich bloß das zweite. Weil der deutsche Gelehrte sein Bildungserlebnis meistens ängstlich von seiner wissenschaftlichen Arbeit fernhält, hat er sich für seine Tätigkeit eine rein logische, auf der höchsten Wahrscheinlichkeit aufgebaute Methode herangebildet, mit der er auf Grundlage eines sehr beschränkten und sehr zufälligen Materials kühne Türme aufbaut; wird nur einer seiner vielen Schlüsse durch den historischen Zufall (d. h. eine Abweichung von der Wahrscheinlichkeit) paralysiert, so fällt das ganze Gebäude zusammen. Dieser, man möchte sagen, phantastischen Natur war nach der Mitte des letzten Jahrhunderts ein großer Teil der wissenschaftlichen Literatur unseres Faches in Deutschland und nur relativ Weniges konnte davon als gesicherte Erweiterung des Wissens der folgenden Generation vererbt werden. Diese Literatur hat zwar abgenommen, ist aber durchaus nicht verschwunden. Ihr dankt die deutsche Philologie ihre Beurteilung im Ausland.

Das Verfahren liegt aber zum Teil im Ziele der deutschen Philologie eingeschlossen. Weil ihr nur die Realität Wert zu haben scheint, sucht sie solche stets neu zu gewinnen, führt sie einen erbitterten Kampf mit der Dürftigkeit des Bodens, der ihr nur widerwillig spärliche Frucht trägt, während der Fremde, resigniert dem beschränkten Material gegenüberstehend, aus Parallelen und subjektivem Erfühlen heraus, immer und immer wieder gestaltet, wie es, nach seiner subjektiven Wahrscheinlichkeit, hätte sein können.

So ist deutsche und nichtdeutsche Philologie seit langem geschieden. Der Sprachwissenschaftler und zum Teil der Archäologe, der Epigraphiker und der Papyrusentzifferer, diese verstanden sich und verstehen sich über die Grenzpfähle hinüber; die eigentlichen Philologen stehen sich fern. Wohl lernen sie voneinander; der deutsche Philologe wird immer wieder anerkennen müssen, daß das Vertrauen zum Überlieferten, das dieses wie Texte der Muttersprache hinnimmt, die fremden Philologen zwar manchen bedeutungsvollen Widerspruch ertragen läßt, sie anderseits aber, besonders die Engländer, zu Interpreten macht von unerreichter Höhe. Wo gäbe es in deutscher Sprache Platon- oder Aristotelesausgaben, die sich mit den englischen vergleichen ließen? Diese sind zwar vielleicht zu nachsichtig dem Texte gegenüber, ja sie lassen sich gerne zu einer kleinen Fälschung bestimmen, um der Konkordanz willen, aber an tausend anderen Stellen sind sie meisterhafte Erklärer, wo deutsche Ungeduld und deutsches Mißtrauen zu Konjekturen oder zur Feststellung von Interpolationen, zu irgendwelchen Hypothesen über die Entstehung des betreffenden Literaturwerkes gegriffen hätte.

Worauf die deutsche Philologie aber stolz sein kann, das ist, daß sie, in ihrem Sinne für das Einmalige und Reale, literarhistorischen

Modeartikeln im ganzen wenig Gehör schenkt. Roman (in moderner Bedeutung) und Novelle, Autobiographie und bürgerliches Drama, davon will sie im allgemeinen nichts wissen; aber auch Termini, die einen realen Sinn haben, mit denen aber gräßlicher Mißbrauch getrieben werden könnte, wie Gelagepoesie oder Diatribe spielen nur eine Zeitlang in ernsten Kreisen eine Rolle und benutzen diese Zeit, um ihrerseits festes, eben reales Gepräge anzunehmen. Darum hat Leos berühmtes Buch über die griechisch-römische Biographie eine so ungeheure Wirkung gehabt, weil es existierende literarische γένη verstehen lehrte, während Mischs Autobiographie (keine Gattung, sondern etwas Gedeutetes und Erschlossenes) höchstens einen Achtungserfolg erzielte ohne alle Konsequenzen.

Es ist nun selbstverständlich, daß uns deutschen Philologen in erster Linie die Ergebnisse deutscher Forschung nahe treten; diejenigen der fremden Gelehrten werden für uns schwerer faßbar sein, nicht nur, weil sie unserer Art des Denkens fern stehen, sondern auch weil sie, stärker als wir das gewohnt sind, mit dem geistigen Leben ihrer Nation verbunden sind. Aus diesen Gründen muß mein Referat in erster Linie die Ergebnisse der deutschen Wissenschaft zu ergreifen suchen, abgesehen davon, daß mir auch rein äußerlich manches, vor allem größere, nicht in Zeitschriften niedergelegte Publikationen aus nichtdeutschen Ländern schwer oder gar nicht zugänglich waren. Einen Ersatz dafür bieten die Papyri, mit denen ja noch in der Kriegszeit England uns freigebig beschenkte.

Die Papyri sind es nun vor allem, die der philologischen Wissenschaft ihre starre Einseitigkeit nahmen [1]), indem sie ihr Material erweiterten. Abgesehen davon, daß sie einen guten Teil der wissenschaftlichen Kräfte in Anspruch nehmen, weil dies unberührte Gebiet gerade die besten Köpfe anzieht, so lösen sie oder fördern sie, vielleicht durch eine einzige Zeile, manchmal Probleme, die seit Jahrhunderten ein Zankapfel gewesen sind, oder über die sich eine (falsche) communis opinio gebildet hatte. Beispielsweise seien die alexandrinischen Bibliotheksvorstände erwähnt, seit Ritschls berühmter Arbeit ein Problem. Nun hat eine Chrestomathie [2]) neben anderem auch ein Verzeichnis dieser wichtigen Personen geliefert, das lautet: Zenodot, Apollonios von Rhodos, Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz, Apollonios ὁ εἰδογράφος usw. Zu unserem großen Erstaunen treffen wir in der Reihe zwei Apollonios, den bekannten Rhodier und einen ganz unbekannten. Damit erklären sich die Widersprüche unserer Tradition, alle Hypothesen (sie mußten alle falsch sein) werden hinfällig und nach allen Seiten wird Licht gespendet, auf Kallimachos, der also nie Bibliothekar war, auf den Streit mit Apollonios, auf dessen Aufenthalt in Rhodos, auf die Lebenszeit des Eratosthenes usw. Durch solche Funde, dazu natürlich vor allem

[1]) Vgl. A. Körtes Leipziger Antrittsvorlesung „Was verdankt die klassische Philologie den literarischen Papyrusfunden", N. Jahrb. kl. Alt. 1917.

[2]) Oxyrh. Pap. X, Nr. 1241 vgl. v. Wilamowitz, N. Jahrb. kl. Alt., S. 245; wie schwer es ist, liebgewordene falsche Hypothesen rasch aufzugeben, zeigen Hunt in seiner Behandlung des Papyrus und J. Sitzler, Wochenschr. kl. Phil. 1917, S. 1087.

durch Funde bisher unbekannter Literatur könnte nun freilich selbst in einem so kurzen Zeitraum, wie diesen fünf Kriegsjahren, eine starke Wandlung in der Wissenschaft herbeigeführt werden. Etwas derartig Epochemachendes fiel nun freilich nicht vor; die Wissenschaft an und für sich, ohne solche äußere Anregungen, wird nun schon gar nicht innerhalb von so wenigen Jahren ein neues Gesicht annehmen können. Möchten auch irgendwo Ansätze zu einer ganz neuen Richtung vorhanden sein, so wäre wohl bei so nahem Standort das Auge zu stumpf, um das junge Leben zu entdecken. So gilt es, in Kürze die Züge festzustellen, die auch über unsere Periode das wissenschaftliche Leben beherrscht haben.

Was die erste und älteste Tätigkeit des Philologen betrifft, das Edieren, so haben wir von den Papyri Dinge gelernt, die allen den logisch schablonenhaften Methoden der früheren Zeit ins Gesicht schlugen, Methoden, die wahrhaftig wohl überlegt und begründet schienen. Wir wissen jetzt, daß diejenigen antiken Autoren, deren verschiedene Handschriftenklassen auf verschiedene antike Texte zurückgehen, Texte, die z. T. variae lectiones angemerkt hatten (Platon, Thukydides, Theokrit usw.) Resultate einer Lesartenselektion sind, die für uns nicht maßgebend sein kann, ferner daß diese Lesarten, weil jeder antike Text sie alle oder doch mehrere von ihnen enthielt, mannigfaltig wanderten und sich kreuzten, vor allem aber, daß die eine Zeitlang herrschende Vorliebe für eine Handschrift, die direkt zur Manie sich steigern konnte (z. B. Vahlens Bevorzugung des A^c in der aristotelischen Poetik) absolut zu verwerfen ist. Damit ist der philologischen Divination, die allzu ängstlich sich hinter einem Codex verkroch, dem Sprachgefühl des Philologen wieder freierer Spielraum gelassen. Die Papyri sind nun aber auch an und für sich Textzeugen, freilich nicht ihrem Alter entsprechend ehrwürdige, da sie gar häufig wilde Schosse der Überlieferung repräsentieren, Erzeugnisse eines dilettierenden Fabrikbetriebes; sie erhöhen dadurch in uns die Ehrfurcht vor der wissenschaftlichen Tätigkeit unserer alexandrinischen Kollegen, die den Text unserer Handschriften im großen und ganzen geschaffen haben. Anderseits können die Papyri uns natürlich Lesarten bringen, die zufällig in unsern Handschriften nicht vorhanden sind, sollten diese auch auf verschiedene antike Ausgaben zurückgehen; ja sie können sogar Dinge enthalten, die einem unverständigen Verdikt der Grammatiker spurlos gewichen sind. Ein nettes Beispiel teilt uns Wilamowitz [1]) mit aus der Papyrussammlung der preußischen Museen (Nr. 740). Ein Ostrakon zeigt den Vers φ 390 mit dem Worte σοῦσον, welche Glosse in allen unseren Handschriften durch das nichtssagende Wort ὅπλον verdrängt worden ist, wobei dessen Bedeutung erst erzwungen werden mußte.

In die modernen Ausgaben (vgl. Otto Stählins, des trefflichen Clemensherausgebers, vorzügliche „Editionstechnik", 2. Aufl., 1914) dringen die Grundsätze, die Wilamowitz seit mehr als 40 Jahren, ein

[1]) Sitzb. Berl. Akad. 1918.

wahrer praeceptor philologiae, immer und immer wieder eindringlich, ja oft mit berechtigter Schärfe verkündet, langsam ein; ich meine nicht nur die positiven, die aus einer wirklichen, in ihren Folgerungen für den Text verstandenen Textgeschichte resultieren, sondern auch die negativen, die zeigen, was alles uns die Handschriften nicht lehren können. So wird der Apparat erleichtert; Angaben über die Spiritus und Worttrennung und ähnliche Dinge fallen weg; richtiges Auslegen der Überlieferung gilt als nicht weiter erwähnenswertes und nicht sichtbar zu machendes Geschehen; die modernen Konjekturen in Vollständigkeit zu geben, als Papierverschwendung. Eine solche Auswahl subjektiv zu nennen, wie es von Vertretern der alten Richtung hie und da geschieht (vgl. z. B. A. Ludwich, Berl. phil. Woch. 1917, S. 531) ist nur zum kleinsten Teil richtig, da das Entfernte als bedeutungslos, weil subjektives Gut des Schreibers und seiner Zeit, erwiesen ist. Daß dies Verfahren in der Hand des Unkritischen natürlich gefährlich ist, versteht sich von selbst; aber selbst da kann es nicht wohl schlechter sein als die methodische Arbeitsweise vieler Frühern, die einen Kodex mit allen seinen Gleichgültigkeiten fast photographisch treu widergaben auf Kosten auch wichtiger Lesarten aller andern.

Während so der Apparat zusammenschrumpft, wächst dafür die Abteilung der indirekten Zeugnisse, meistens testimonia genannt, denen man immer größere Sorgfalt angedeihen läßt (vgl. etwa die Theokritscholien Wendels 1914); von diesem Grundsatze aus erweitert sich ja das Corpus medic. Graec., das die Berl. Akademie herausgibt. Es beginnt zuerst mit den an und für sich gar nicht wichtigen Galenkommentaren zu Hippokrates (überhaupt als ersten Galentexten!), ja macht auch noch dazu Vorveröffentlichungen oder wenigstens Voruntersuchungen der arabischen Paradosis, um sich von da an rückwärts im Laufe der Zeit, einer fernen Zeit, zu Hippokrates selber durchzuringen. In diesem Geiste hat W. W. Jäger die wichtigsten Gewinne für den Aristotelestext gemacht, auch Xenophon hat in der Berichtsperiode aus seiner Benutzung bei den Späteren Beleuchtung seines Textes erfahren.

Voraussetzung für den Bearbeiter ist natürlich völlige Vertrautheit mit dem Stoff im weitesten Sinne: Metrik und Lexikographie, Gattungs- und Individualstil, ja die ganze künstlerische und gedankliche Sphäre des Autors muß ihm in Fleisch und Blut übergegangen sein; jenes spielerische Fliegen von Schriftsteller zu Schriftsteller gehört, in Deutschland wenigstens, der Vergangenheit an. „Nur der soll Hand an die Herstellung des Textes [des Äschylos] legen, der Verse machen kann, die in Stil und Sprache äschyleisch klingen", sagt Wilamowitz [1]). Wenn auch nach dieser Forderung wenige mehr auf dem Plane bleiben möchten, so ist das doch nur der forcierte Ausdruck einer richtigen Forderung.

Damit stehen wir schon an der Schwelle der Interpretatio im allgemeinen Sinne, die, mit der Textgestaltung untrennbar verbunden, als

[1]) Aischylos. Interpretationen, S. 236.

die eigentliche Aufgabe der Philologie gilt: Das Kunstwerk so als Ganzes und in allen seinen Einzelheiten wieder lebendig zu machen, daß es in unserem Ohr den gleichen Ton hat wie einst in dem seiner Zeitgenossen. Der erste Schritt ist, daß man es, während es lange Zeit in völliger Einsamkeit und Losgelöstheit stand, in seine Zeit hineinstellt. „Ohne den Parthenon und die Tributlisten, ohne die Anschauung des Meeres von Salamis und der Eumenidengrotte, ohne Kritios und Myron und die Schalenmaler wäre Aischylos ein großer Schatten geblieben und er bleibt es für alle, die an dem Buchstaben des Textes haften und nur Worte lesen und hören", sagt Wilamowitz [1]; muß dann allerdings fortfahren: „Freilich, Hermann emendierte ihn im Grunde, ohne einen Blick auf das zu werfen, was Welcker sah oder doch ahnte." Trotz allem ist der Gewinn dieser Betrachtungsweise, die sowohl aus dem vom 18. Jahrhundert ererbten Ideal der Altertumswissenschaft (so träumte sie Humboldt), wie auch aus Anlehnung an freilich längst nicht mehr moderne Anschauungen der Gegenwart erwachsen war, unzweifelhaft groß; zum Teil ist es aber doch ein Mißverständnis, wenn man die literarische Wesenheit, die zu eruieren man sich scheut, durch die äußerliche Realität ersetzt — selbst in Wilamowitz' Platonbuche scheinen mir die Kapitel, die, weil man von Platon keine individuellen Nachrichten besitzt, seine Umwelt schildern, höchst problematischer Natur, wenigstens für Platon und, so ketzerhaft dies tönt, die von neuplatonischem Geiste genährte Auffassung Creuzers und Boeckhs ist vielleicht dem Dichterphilosophen doch näher gekommen als der seltsame Wirklichkeitsfanatismus der Heutigen. Gerade für diese Dinge, Geist mit Geist zu erfassen, zeigt immer Eduard Schwartz das größte Verständnis; in unserer Berichtsperiode zeugt am Anfang das Büchlein über Kaiser Konstantin und die christliche Kirche (Teubner 1913), am Ende sein noch zu würdigendes Thukydidesbuch davon. Und was das erst der neueren Zeit verdankte Verständnis für die vor- und die nachklassische Zeit betrifft, so ist auch das weniger Folge der Erschließung des historischen Milieus, als der allgemein erweiterten Literaturerfahrung; daß diese ihrerseits nur Teil eines größeren psychischen Vorganges ist, der uns auch z. B. die Primitive in Staat, Gesellschaft und bildender Kunst verstehen lehrte, ist klar. Anderseits ist durch diese Änderung des Geschmackes, wollen wir einmal sagen, unzweifelhaft auch wieder Terrain verloren gegangen: Außerhalb der Schule, die das klassizistische Ideal noch am kräftigsten wahrt, ist in der sogenannten objektiven Wissenschaft das Verständnis und das Interesse für die attischen Redner zurückgegangen oder sogar verschwunden (abgesehen etwa von rhetorischen Fragen); nicht anders geht es Plutarch, ja auch Sophokles ὁ πάνυ muß hinter seinen beiden Rivalen zurücktreten. Freilich hat gerade er eine von tiefstem Verständnis getragene Analyse durch Tycho von Wilamowitz in einem eigenartigen Buche, das sich sehr weit von der sonstigen philologischen Produktion

[1]) Aischylos. Interpretationen, S. 236.

entfernt, erhalten und das gerade auch dem blödesten Auge erweisen kann, wie viel in jeglicher Hinsicht ein antiker Künstler auch von solch „moderner" Anschauungsweise Gewinn davon tragen kann: Nicht nur die Technik des Sophokles im theoretischen Sinne ist jetzt klar geworden, sondern auch das reale, einzelne Kunstwerk hat den größten Nutzen davon.

Freilich die Vorteile, nicht im Banne moderner und modernster Literaturauffassungen zu stehen, überwiegen vielleicht die Nachteile; denn die Gefahr, solche aus ganz andersartigen Anschauungen herauszureißen und in die alte Literatur hineinzutragen, ist groß und dies Verfahren hat oft nur ein fadenscheiniges Verständnis erzeugt, das, anstatt an das Kunstwerk, sich an Begriffe anschloß. So ist es gerade wieder die deutsche Altertumswissenschaft, die mit unermüdlicher Energie den von allem Modernen abweichenden antiken Literaturvorstellungen nachspürte. Damit ist es eine der Hauptaufgaben der heutigen Philologie, diese spezifisch antiken, in der Rhetorik festgelegten Formen durch die spätere griechische und die lateinische Literatur hindurch zu verfolgen; vor allem für Rom sind auf diesem Wege die wichtigsten Resultate erzielt worden, indem seine Klassiker zu einem großen Teil dadurch in Abhängigkeitskreise gerieten, die zu ihrem Verständnis unentbehrlich, doch niemals durch theoretische Überlegungen gewonnen werden konnten. Freilich mag man auch hier zu weit gehen, mag es vorkommen, daß psychologisch zu erklärende τόποι (inhaltlicher oder wissenschaftlicher Beschränkung) verwechselt werden mit literarischen γένη (formeller, rhetorischer Natur). Doch können sich diese Bedenken höchstens gegen ein Verfahren richten, das zeitlich zu hoch hinaufgehen will. Für die Zeit seit dem 3. Jahrhundert ist der literarische Charakter eines Schriftwerkes durch sein Ziel im großen und ganzen gegeben, von da an ist Literaturgeschichte „eine Geschichte der Aus- und Umbildung der γένη" [1]). Es ist ein gelungener Zufall, daß gerade auf dem Spezialgebiet, der ars poetica des Horaz, auf dem R. K. Hack (The doctrine of literary forms, Harvard studies 1916) dieser geschilderten Auffassung einen erbitterten Krieg ansagt, daß gerade hier die neueste Forschung [2]) die Richtigkeit der These erwiesen hat: Nicht nur in der Komposition und Disposition des Ganzen, sondern auch in zahlreichen Einzelheiten erwies sich Horaz als abhängig von einem griechischen Muster, von Neoptolemos von Parion, der nicht nur eine aus Aristoteles modifizierte Literaturbetrachtung, sondern auch ein dazu gehöriges γένος ins Leben gerufen hatte.

Daß neben dieser modernsten Untersuchungsart, die die ganze spätere Literatur mit einem dichten Netz sich kreuzender und sich da und dort vereinigender γένη-Linien überzogen hat, die gute alte Quellenforschung nicht weniger geübt wird und auch noch ihre volle Berechtigung hat, ist wohl selbstverständlich. Die spekulative Art, die hier

[1]) Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft III[2], S. 458.
[2]) Jensen in den Abh. Berl. Akad. 1918, s. u.

herrschend war und bei gewissen Philologen noch jetzt herrscht (gerade als ob sie sich auf diesem Gebiete einen Ersatz suchen wollten für die durch Selbstzucht genommene Tollheit des Konjizierens), die grenzenlose Kühnheit, wie sie etwa Wilamowitz' Antigonos, Leos Biographie, ja auch Diels' Doxographi innewohnt und charakteristisch ist für jene Periode der Philologie, macht jetzt einer vorsichtigeren Platz, die mit höchster Sorgfalt die einzelnen Schichten abhebt und, wenigstens nicht von vornherein, nicht gerade auf das Primäre, vielleicht ja einzig Wichtige ausgeht, sondern erst, wenn die oberen Lagen bestimmt und weggeräumt sind — ich denke da etwa an das Verfahren W. W. Jägers im Nemesios. Natürlich kann man auch sagen, daß die großen Ergebnisse von jenen Bahnbrechern jetzt gewonnen sind, zur feinern Ausführung braucht es jetzt größere Akribie, die jene gar nicht hätte zum Ziele kommen lassen.

Viel schwieriger, zugleich aber auch sehr gewinnbringend sind Arbeiten ähnlicher Art für die klassische Periode, wo mit ganz anderer Zartheit vorgegangen werden muß; Arbeiten, die sachliche Beeinflussung zwischen griechischen Denkern gegen oder über die Tradition hinaus, an die man sich bisher ängstlich klammerte, zu erweisen suchen. Vor allem fruchtbar war dies Verfahren im platonischen Kreise: Demokrit (K. Reinhardt [1]) und J. Hammer-Jensen [2])) und Theätet (Eva Sachs [3])) sind dadurch bereichert worden. Jetzt hat K. Reinhardt sich selbst zu Parmenides hinaufgewagt; ich fürchte freilich, daß hier die Armut des Materials ihn das Ziel verfehlen ließ. Auch Aristoteles ist reif für eine solche Betrachtung, die zugleich auch den Sophisten zugute kommen müßte. Hier fühlt man etwas Neues beginnen, das das so wohl gebaute Gebäude der antiken Geistesgeschichte, jetzt wo es dank der Arbeiten Zellers und Diels' ungefähr fertig zu sein schien, zu destruieren und nachher neu aufbauen zu wollen scheint.

Dies vielseitige Leben ist natürlich durch den Krieg nicht wesentlich beeinflußt worden; falls der Gelehrte sich nicht gezwungen sah, selber am Weltgeschehen teilzunehmen und er überhaupt seine Gedanken von ihm loszureisen vermochte, konnte ihm die wissenschaftliche Tätigkeit gar noch einen Trost bedeuten, wie das Wilamowitz von sich bekennt. So schritt in allen Ländern die Forschung in ihrer Art weiter, die meisten Zeitschriften erschienen, vielleicht mit Unterbruch und sicher in reduziertem Umfange; gelitten hat natürlich die Publikation großer Werke, aber auch da wird der folgende Gang auf viele stoßen, die zusammen das Zeugnis eines hohen Standes unserer Wissenschaft ablegen. Am schlimmsten bestellt war es mit den Gemeinschaftsunternehmungen der Akademien, Thesauri, Enzyklopädien usw.; diese spürten die schlimmen Zeiten aus begreiflichen Gründen am stärksten. Hoffen wir, daß die materielle Not, die diesen Instituten droht, nicht die verhängnisvolle Wirkung über die Kriegszeit hinaus andauern lasse.

[1]) Hermes 1912.
[2]) Archiv für Geschichte der Philosophie XVI.
[3]) Philolog. Untersuchungen 24. Heft (1917), s. u.

Hauptteil

Homer

Gerade am Homer war es ja, wo F. A. Wolf seine Idee einer Textgeschichte praktisch zur Ausführung brachte; es war mehr die Schuld der Zeitgenossen, daß die literarischen Probleme, die ihm nebensächlich vorkamen und deren Formulierung er deshalb skrupellos von d'Aubignac bezog, in so epochemachender Weise in den Vordergrund gezerrt wurden. Für die deutsche Philologie gibt es seither keine Homerfrage ohne Rücksicht auf die Textgestaltung; darin unterscheidet sich eben nicht nur ihre Homerfrage, sondern eigentlich ihre ganze Philologie von der der andern Länder [1]). So ist Gradmesser für die Ungelöstheit der homerischen Probleme das Fehlen einer anerkannten Textgestaltung. Noch herrscht keine Einigkeit darüber, wie sie auszusehen hätte. Nur darüber ist man sich im allgemeinen einig, daß A. Ludwichs Ausgabe verfehlt ist, die, letzter Ausläufer der so bedeutungsvollen Lehrsschen Schule, den Text der Codices und der Grammatiker als die älteste zu erreichende Textformation betrachtete. Damit würden wir die handschriftlich überlieferte Vulgata (die Ludwich als voralexandrinisch betrachtete) kanonisieren, diese ist freilich durch die Papyri als dem aristarcheischen Texte aufs nächste verwandt erwiesen worden. (Vgl. G. M. Bolling, The archetype of our Iliad and the papyri und The latest expansion of the Iliad und ebenso of the Odyssey im American journal of philol. 1914 und 1916.) Wenn wir aber nicht bei Aristarch stehen bleiben wollen, wo soll denn Halt gemacht werden? Die Rückkehr zum äolischen Homer (den Fick in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts „edierte") ist aufgegeben; das andere Extrem, das allerdings die Sache erleichtern würde, ist momentan sehr im Kurs, nämlich der attische Homer (Wackernagel, Bethe: nach letzterem wäre sogar eine einzige Handschrift Ausgangspunkt, eben die des attischen Homers). Wer an diesen nicht glaubt (wie etwa Wilamowitz), kommt um 2—3 Jahrhunderte höher hinauf bis zur letzten Gesamtgestaltung des Textes, was ja nicht an und für sich bedeutet, zu Homer; über diese wären dann viele Stürme (zwar nicht der *Μεταχαρακτηρισμός* wie R. Herzog, Basler Programm 1912 wieder glaublich machen wollte; dafür mehr abstrakte Dinge wie Lokalpatriotis-

[1]) Wie wenig diese Abweichung im speziellen und im allgemeinen im Ausland verstanden wird, zeigt Victor Bérards Un mensonge de la science Allemande, Paris 1917; vgl. dazu jetzt M. Pohlenz in den N. Jahrb. kl. Altert. 1919.

mus, attischer Spracheinfluß, Verkennung des Hiats und allerlei metrischer Abnormitäten) hinweggebraust. So steht auch das homerische Feld zu fröhlichem Konjizieren wieder offen; der Homertext ist nicht mehr sakrosankt und nur aus den Scholien zu eruieren; die vielen Homerpapyri [1]) mit ihren zahllosen Varianten und Lesarten, die noch längst nicht völlig ausgeschöpften Handschriften und Scholien locken — benutzt hat die Gelegenheit, zum Teil mit glücklichem Gelingen, N. Wecklein, Textkritische Studien zur Ilias, resp. zur Odysee. (Sitzb. bayr. Akad. 1915 und 1917.) Was man sieht, ist, daß hier, wie in der literarischen Homerfrage, ein Projizieren aller Probleme auf eine Fläche unmöglich ist und daß eine Ausgabe, die einen bestimmten Augenblick der Entwicklung wiedergeben will, ausgeschlossen ist. Infolge dieser vielen neuen Gesichtspunkte ist ungefähr seit 1890 das Interesse für die antike Homerphilologie erlahmt, so sehr gerade die Papyri hier neue Probleme gezeitigt haben [2]). Nur durch die fehlende Mitarbeit läßt sich ein derartig verkehrtes Buch erklären, wie dasjenige Adolf Römers, Aristarchs Athetesen in der Homerkritik (Teubner 1912), das Aristarch unter gänzlicher Vergewaltigung der Überlieferung zu einem unpersönlichen Idealphilologen gestaltet [3]), wo es doch gerade darauf ankäme, die Tendenzen und Einflüsse der einzelnen hellenistischen Gelehrten scharf herauszuarbeiten, damit ihre Wirkung am Text eventuell in Erscheinung trete. Ausgezeichnet ist das geschehen für Krates von Mallos von Joh. Heeck, De Cratetis Mallotae studiis criticis quae ad Odysseam spectant (Programm Dresden 1913/14; vgl. des gleichen Verfassers Dissertation über Krates und die Ilias, Leipzig 1905).

Für den homerischen Sprachgebrauch ist wichtig die zweite Auflage von J. van Leeuwens Enchiridion dictionis epicae (Leyden 1918), gerade für in ihrer Bedeutung umstrittene Wörter Friedrich Bechtels Lexilogus zu Homer (Halle 1914), eine alphabetische Sammlung spezifisch homerischer Lexeis, wobei natürlich vieles für das Verständnis des Textes abfällt. Als Einführungswerk in die sprachwissenschaftliche Seite Homers sei empfohlen Ed. Hermanns Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer (Heidelberg 1914), der an knapp 300 Versen der Odyssee den Anfänger in die Fragen der homerischen Sprachwissenschaft einführt. Das wichtigste Werk aber, das die Sprachwissenschaft in der Berichtsperiode der Philologie geschenkt hat und das nach der philologischen Deutung seiner Ergebnisse, auf die der Verfasser bescheiden verzichtet, auch für die literarische Seite des Homerproblems von höchster Bedeutung sein wird, sind Jakob Wackernagels Sprachliche Untersuchungen zu Homer

[1]) Alle literarischen Papyri sind verzeichnet, worauf ich ein für allemal hinweise, in dem ausgezeichneten Werke W. Schubarts, Einführung in die Papyruskunde (Weidmann 1918), S. 472 ff.; der Philologe findet in diesem Buche auch sonst den jetzigen Stand der Anschauungen in allen die Papyri betreffenden philologischen und historischen Fragen.

[2]) Vgl. E. Howald im Rhein. Mus. 1918.

[3]) Vgl. die energische Ablehnung durch A. Ludwich im Rhein. Mus. 1914.

(Göttingen 1916). In meisterhafter Weise werden die homerischen Formen auf Dinge hin untersucht, die sich von der ja auch nur schwer zu fassenden äolisch-jonischen Grundsprache unterscheiden: Aus Laut- und Formenlehre, sowie aus der Wortwahl wird alles Attische sorgsam zusammengetragen, mit aller kritischen Vorsicht und einer Objektivität, die Wackernagel sogar ein (seiner Theorie natürlich, zum Teil wenigstens, feindliches) Kapitel anschließen läßt, das nachweist, wie auch die jüngsten homerischen Dichter auf vielen und wichtigen Gebieten das Jüngere und Lokale von ihren Dichtungen fern gehalten haben. Daß trotz alledem schon die rein sprachwissenschaftliche Ausdeutung (die freilich die philologische bedingt und mit ihr identisch ist) der glänzenden Resultate nicht überzeugen will, liegt in unserer Unkenntnis der Zeit, wann alle diese Formen in unsern Text gekommen sind, ob nicht z. B. viel später, und des jonischen Dialektes mit all' seinen Feinheiten und Differenziertheiten begründet; interessant ist z. B. auch, daß die Odyssee vielmal mehr solche Neuerungen aufweist als die Ilias, was natürlich ebenfalls wieder verschieden gedeutet werden kann, sicher aber nicht gut im Sinne einer mit der Ilias gleichzeitigen Aus- oder Zusammendichtung im 6. Jahrhundert. So muß leider festgestellt werden, daß auch dies ausgebildetste sprachwissenschaftliche Verfahren hier nicht über eine gewisse Grenze des Wissens hinausführt, so daß wir uns dann doch der philologisch-literarischen Spekulation überliefern müssen.

Damit sind wir an der Schwelle der eigentlichen homerischen Frage angelangt, die ja einen ganzen Komplex von Problemen in sich schließt, die, weil sie die Anfänge der griechischen Kultur betreffen, so ungeheuer wichtig sind. Man darf aber ruhig sagen, daß in den prinzipiellen Fragen eine ziemliche Klarheit herrscht, während die bei weitem weniger wichtigen einzelliterarischen, nur die homerischen Werke betreffenden Kontroversen allerdings auf den ersten Blick einen trostlosen Eindruck der Zerfahrenheit und nie zu erzielender Einigung machen. Der den philologischen Wissenschaften eng sich anklammernde Spieltrieb, der die Grenzen des Materials nicht achtet, tummelt sich aber gerade mit besonderer Vorliebe auf diesem Gebiete. Wer also nun oder wenigstens in erster Linie das Prinzipielle herausarbeiten will, kann jetzt eine Darstellung geben, die sich allgemeiner Anerkennung erfreuen und nicht so bald grundsächlicher Korrekturen bedürfen wird. Das zeigen Georg Finslers († 1916) Bücher. Sein Homer ist in 2. Auflage erschienen (2 Bände, Teubner 1913 und 1918; im 2. Bande findet sich jetzt eine durchgeführte Erklärung der beiden homerischen Gedichte [1])), ein Meisterwerk nicht nur in kunstvoller Bewältigung eines übergroßen Stoffes, sondern auch in ruhigem Maßhalten und kluger Kritik. Auch Engelbert Drerups vor allem durch seine Illustrationen schätzenswertes Büchlein „Die Anfänge der hellenischen Kultur.

[1]) Einen Auszug daraus bildet das hübsche Bändchen in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ mit dem Titel: „Die homerische Dichtung“, Teubner 1915.

Homer“ ist Mainz 1915 in 2., wenig veränderter Auflage herausgekommen; meinem Gefühle nach etwa zu viel vergleichende Literaturgeschichte und Folklor.

Zu den im großen und ganzen gelösten prinzipiellen Problemen gehören die rein geschichtlichen über das Verhältnis des epischen Zeitalters zur kretisch-mykenischen Kultur, über die staatlichen und sozialen Verhältnisse zu Homers Zeiten usw., dazu auch die Fragen nach der historischen Grundlage der homerischen Gedichte. Auch hier ist zwischen der alles geschichtlich deutenden und der rein allegorischen Auffassung ein Mittelweg eingeschlagen worden und zwar ein ganz natürlicher, der aufbauend auf dem modernen Sagenverständnis den historischen Kern von vielerlei ihm fremden, historischen und märchenhaften, heiligen und profanen Geschichten umkleidet sieht, so groß die Differenz zwischen Ed. Meyer und K. Mülder sein mag. Die Dankesschuld, die die Philologie für das Verständnis in diesen Dingen der Archäologie zu entrichten hat, verringert diese, indem sie auf dem verwandten Gebiet der geographischen Voraussetzungen des Dichters in einem hinderlichen Wirklichkeitsfanatismus verharrt (Dörpfelds Hypothesen); aber die Philologen sündigen gleich, vgl. W. Kranz: Die Irrfahrten des Odysseus (Hermes 1915). Die Märchennatur gerade der Apologoi hebt ausgezeichnet, allerdings an einem besonders eindrücklichen Fall, Wilamowitz hervor (Das Land des Phäaken, jetzt Ilias und Homer S. 504); die geographische Fixierung ist durchaus, ja, wenn wir von einem ganz späten Stücke absehen, überall sekundär.

So gut wie diese historischen, können auch die rein literarhistorischen Fragen als in der Hauptsache gelöst betrachtet werden. Wir sind uns jetzt bewußt (dieses Verdienst der Unitarier soll stets warm anerkannt werden), daß wir alle unsere Operationen an einem Dichter vornehmen; wir hüten uns vor der Roheit, der natürlich verzeihlichen Roheit Lachmanns und Kirchhoffs. Wir sehen durchaus eine starke künstlerische Einheit, die wir freilich eher für eine gewordene als eine gewollte halten, in beiden Epen; aber die eigentliche Genietat sehen wir doch nicht darin (mehr eine Kulturtat), sicher nicht in erster Linie darin, sondern diese erkennen wir und empfinden wir in den Vorläufern, sowohl den Verfassern einzelner Kleinepen als auch im Dichter der Achilleis (oder vielleicht auch der Urilias), möglicherweise auch, doch da gehen die Meinungen schon stark auseinander, im ersten, der zur Rezitation d. h. eigentlich zum Epos vom Gesang überging. Wir glauben nicht mehr so ganz an die improvisierenden Aoiden; sie werden für uns mehr und mehr sehr sorgfältig überlegende Arbeiter und Künstler; das allzu „Volksmäßige“ ist etwas in Mißkredit geraten. Wir wissen jetzt, dank der Parallelen auf germanischem und keltischem Gebiete, wohl zu unterscheiden zwischen Kleinepen und ihren Vorstufen, den eigentlichen Liedern, deren Technik auf griechischem Boden primitiv in den Liedern der Korinna, künstlich ausgebildet bei Pindar und Bacchylides vorliegt. Vortragsart und Darstellungstechnik, Ausdehnung und damit die Sagenart änderten mit diesem Wechsel (vgl. dazu die Anfangskapitel bei Bethe [s. gleich nachher] und die Schlußkapitel bei Wilamowitz), wenn auch in der Erzählungskunst in gewissen Partien und im Bau der Hexameter überall noch Spuren der früheren gesungenen Weisen, die in die Zeiten zurückreichen, wo die kretische Kunst noch herrschte, durchscheinen. Solche Lieder und solche Kleinepen waren nun in großer Zahl vor und neben Ilias und Odyssee vorhanden; auf sie wird in diesen angespielt, sie sind aber auch in diese aufgenommen. Aus den kleinen Epen wurden dann große, wie Schachteln liegen sie ineinander; einen solchen Zustand oder wenigstens einen ähnlichen empfindet jeder unbefangene Leser in den homerischen Gedichten. Mit der Festsetzung dieser Übereinstimmung erkläre ich natürlich zugleich, daß ich die reinen Unitarier [1]), die von klassizistischer Voreingenommenheit aus das Organ sowohl für die literarische Primitive als auch für ein wirklich einheitliches Kunstwerk verloren haben, als Gegner nicht anerkenne und von dieser Besprechung ausschließe; Diskussion führt hier zu nichts wie kurz vor dem Kriege die Auseinandersetzung zwischen Paul Cauer und C. Rothe (1912) gezeigt hat. Sie haben ihre Aufgabe als wohltätige Mentore gegenüber den Homeromastigen längstens erfüllt.

Wie nun aber diesen geschilderten Knäuel entwirren? Jedem Philologen juckt es in den Fingern, sich an dieses köstlichste Problem zu machen, wo nichts anderes mitspricht als das höchste Instrument des Philologen, seine Interpretierkunst, die ja immer und überall von einem vollendeten und ästhetisch hochstehenden Stilgefühl getragen sein soll. Beweis für das Lockende dieser Aufgabe ist es wohl, daß in der Berichtsperiode drei der hervorragendsten Philologen (wozu als vierter der schon behandelte Wackernagel gerechnet werden kann), jeder ein ganzes Werk der Analyse der Ilias widmeten. Sicher führt hier nur eine Gesamtbetrachtung zum Ziele, Einzeluntersuchungen fruchten sehr wenig, wie das z. B. die Übertreibungen von Woltersdorf, Zwei alte Odysseuslieder in der Ilias (Sokrates 1917) beweisen; in einem einzelnen Abschnitte mehrere Überarbeitungen herauszuschälen, ist ein Spiel; der Anfang hat von unserer Ilias oder Odyssee als Ganzem aus zu geschehen. Erst wenn man ihre Bedürfnisse verstanden zu haben meint, hat man das Recht, Widersprüche gegen ihre Absichten zu suchen und dann zu deuten. Die genannten drei bedeutungsvollen Werke sind nun folgende:

Erich Bethe, Homer. 1. (bis jetzt einziger) Band (Teubner 1914)
U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die Ilias und Homer (Weidmann 1916)
Eduard Schwartz, Zur Entstehung der Ilias (Straßburg 1918);

das letzte Buch, das kürzeste, ist eine Erweiterung der Anzeige des wilamowitzschen Werkes in der Deutschen Liter. Z. 1918; es ist des-

[1]) Ich nenne als die neuesten Werke dieser Richtung: Engelbert Drerup, Das fünfte Buch der Ilias (Paderborn 1913); Carl Rothe, Die Odyssee als Dichtung (Paderborn 1914); H. Draheim, Die Ilias als Kunstwerk (Münster 1914).

halb nur im Zusammenhang mit jenem zu verstehen[1]). Die Methode der drei Werke ist, im großen betrachtet, die gleiche; es ist die Methode, die der unermüdliche Vorkämpfer der Homeranalyse, P. **Cauer**, in seinen Grundlagen (1909[2]) charakterisiert hat; sie besteht im Abgraben der verschiedenen Schichten, durch deren Ablagerung Ilias und Odyssee entstanden sind. Diese Schichten werden zum kleineren Teil aus sprachlichen, religiösen, kulturellen Unterschieden erkannt; der Hauptgradmesser ist ein ästhetischer, einerseits stilkritischer, anderseits sucht er den ganzen Bau und die Tendenz des Dichters, sowie seine Welt- und Menschenanschauung zu erfassen. Allgemein setzt man aber wenigstens einen zielbewußten Originaldichter voraus.

Für Erich Bethe nun, der den Unitariern am nächsten steht und oftmals aus Angst (dem Philologen sonst sehr nötiger Angst), die Lizenzen des freien, künstlerischen Schaffens zu verkennen, in eine forcierte, alles verstehende Hochachtung vor dem Überlieferten verfällt, ist, von Kleinigkeiten abgesehen, unsere Ilias ein abgeschlossenes Kunstwerk, hergestellt von einem klugen und erfahrenen Manne. Es ist kein großer Dichter, aber ein kunstverständiger Handwerker, der sich sein Dichten wohl überlegt; auf alle Fälle macht er auf diesem Sagengebiet den Schritt vom Kleinepos mit seinen Gesetzen zum Großepos mit ganz andern. Er fand ein herrliches, „straff komponiertes" kleines Epos von 1500 Versen vor, die Menis, den Zorn des Achilleus. Dieses diente ihm als Gerüst. In dasselbe flocht er nun vielerlei fremde Bestandteile ein von verschiedenster Herkunft, bis die Menis zur Ilias wurde, ohne daß freilich der Tod Hektors überschritten wurde. Das zwang ihn zu geschickter Vertuschung, zur Fugenverkleidung und überhaupt raffinierteste Technik; er mußte seine Vorlagen nicht selten beschneiden und ergänzen, um Widersprüche zu entfernen und Verbindungsstücke zu schaffen; er mußte die Stücke seiner Ilias durch Vor- und Rückweisungen miteinander verklammern. Diese Klammern, die oft den wahren Sachverhalt doch nur ungenügend verheimlichen können, sind gerade die Punkte, denen Bethe nachspürt, um zur Erkenntnis des Baues der Ilias zu gelangen, denn „an diesem Klammersystem war ihm die eigentümliche Einheitlichkeit unserer Ilias und ihr Aufbau aus vielen älteren Gedichten durch einen künstlerischen Willen erst recht klar geworden" (S. 360); das Charakteristische seines Buches ist also die Hervorhebung des Positiven, eben der Klammern, während sonst mehr das Negative, die Fugen, ans Licht gezerrt werden.

Bei Wilamowitz steht der Hauptdichter, eben Homer, zeitlich in der Mitte; es ist der Dichter von Α und ΞΟ, der in sein Werk frühere kleinere Epen wie Β—Ε (Kern: Diomedesaristie), Hektor in Ilion, die Patroklie usw. aufnahm. Seinerseits ist auch Homer für uns auf stärkste verändert worden — eine gefährliche Annahme, vor der auch Eduard Schwartz warnt, diese Hinausschiebung des Problems.

[1]) Vgl. zu den beiden ersten Werken den Mentor der Homerforschung, P. Cauer, in den Gött. gel. Anz. 1917 in seiner Anzeige des Buches von Wilamowitz.

Das wichtigste ist die Eindichtung von Η 322—Κ und die Überarbeitung der Bücher Π bis Ψ 256, wodurch uns also die Patroklie erst von dritter Hand vorliegt. Natürlich sind auch Ψ 257—Ω Schluß (Athla und Lytra) zwei später zugesetzte Einzellieder, die den alten Schluß mit Achills Tod verdrängten. Also ist unsere Ilias schon Großepos zweiter Hand, denn hinter ihr steckt ein anderes, eine Achilleis, die eben bis zum Tode ihres Helden reichte.

Eduard Schwartz knüpft an Wilamowitz an und erweitert und variiert Gedanken, die jener angeregt; vor allem setzt er sich geschickt für den Gedanken einer Achilleis ein, deren Schluß verloren gegangen wäre. Die Gegensätze zu Wilamowitz beschränken sich auf nebensächliche Punkte.

Die Widersprüche zwischen Wilamowitz und Bethe sind es nun, die Hans Fischl zu seinem Büchlein „Ergebnisse und Aussichten der Homeranalyse" (Wien und Leipzig 1918) bestimmten. Er prophezeit darin (ohne, nebenbei bemerkt, an der Disparität der homerischen Gedichte zu zweifeln — Unitarier ist er nicht) für alle Zeiten die Unmöglichkeit einer objektiv beglaubigten Analyse, er erklärt den Bankerott aller sprachlichen, mythologischen und archäologischen Indizien; was dann bleibt, eine Kompositions- und Stilkritik, die mehr als subjektiv wäre, hält er methodisch durchaus für unmöglich; er belegt alles treffend mit schreienden Gegensätzen in den beiden Werken, die den Ausgangspunkt seines Büchleins bilden.

Sollen wir nun, die wir die mangelnde Übereinstimmung zwischen ihnen nicht weniger fühlen, Fischls pessimistischen Standpunkt teilen? Der Subjektivismus, den er dem inkriminierten Verfahren vorwirft, ist ihm ohne weiteres zuzugeben; daß dadurch die ganze Methode nicht nur gefährlich und eigentlich unwissenschaftlich ist (obgleich solch „unwissenschaftliches" Vorgehen ja im Wesen der Geisteswissenschaften begründet ist), sondern auch sehr unschön, ist ebenfalls noch einzuräumen, unschön wie eigentlich jede Interpretation eines Kunstwerkes, auch wenn sie sich ganz vom Kritisieren des Dichters fernhält und nur deuten und unterstreichen will. Gewiß bieten im einzelnen alle diese Homeranalysen genug Stilblüten, die, nebeneinandergestellt, ein unerfreuliches Bild der ästhetischen, moralischen und allgemein menschlichen Beschränktheit des modernen Kritikers dem größten Dichter gegenüber zeigen. Das tritt vor allem bei dem absichtlich forcierenden Wilamowitz zutage gegenüber der zumeist ängstlichen, vor Entgleisungen zurückweichenden Ausdrucksweise Bethes, dessen Einleitungspartien mit dem großzügigen „Programm" der Primitive sich besonders schön lesen lassen. Wenn wir in unserer Gedankenreihe so weit sind, werden wir plötzlich inne, daß dieser Gefühlskomplex, den wir eben geschildert, entstanden ist, indem wir angekränkelt sind von der modernen Literaturwissenschaft, die sich, aus Angst vor dem Künstler, ihres psychologischen Rechtes, diesen auch über sein Zugeständnis hinaus zu untersuchen, entäußert hat. Um auf unsere Frage zurückzukommen, so entdecken wir, daß gerade

die Partien Bethes, die uns besonders gefallen wollten, doch mehr literaturvergleichend erschlossene Schablone als eine historische Erkenntnis bedeuten (nur zum Teil, denn wirkliche literar-historische Erkenntnis wird durch die ausgezeichnete Schilderung der Liedtechnik [an Bacchylides illustriert] geboten [1])). Sobald wir uns dessen bewußt sind, fühlen wir in der sich anschließenden Analyse oder in gesteigertem Maße in derjenigen von Wilamowitz den Pulsschlag realen Lebens, den wirklichen, inbrünstigen Versuch, einem Kunstwerk nahe zu kommen. Wir erkennen jetzt auch, was diese Versuche eigentlich bedeuten; sie sind doch nichts anderes als die einem bestimmten, komplizierten Literaturgebilde zweckmäßig angepaßte Interpretation, die Interpretation eines schwer geschädigten Kunstwerkes, das an und für sich nicht interpretiert, verstanden und gefühlt werden kann, weil es eben in der Form, die ein großer Dichter ihm gab, gar nicht mehr vorhanden ist. Natürlich dient — und das ist das Verwirrende — diese Interpretation zugleich mehreren nicht nur nebeneinander, sondern übereinander liegenden Dichtern, freilich sehr verschiedenen Wertes. Aber es ist doch nur die eigentliche Philologenarbeit und -pflicht, die wir damit erfüllen.

Dieses Interpretieren reicht noch nicht weit zurück; es muß also noch weit von seiner Vollkommenheit entfernt sein; es muß, da eben die Technik noch nicht ausgebildet ist, von gewissen einseitigen Entdeckungen ausgehen und diese, ohne Blick für anderes, durch alles hindurchverfolgen, da gerade auf solchen Gebieten die Überwindung gewohnten, trägen Geltenlassens ungeheuer mühsam ist. Im Laufe der Zeit werden aber diese oder jene von diesen Entdeckungen Gemeingut werden, Voraussetzung für weitere Arbeiten, die zu feinern Ergebnissen führen können; dazu gehört schon jetzt gar vieles, so z. B. die von Wilamowitz schon früher gemachte Entdeckung, daß das Achäerlager nur für spätere Bücher eine Mauer hat, deren es ursprünglich völlig entbehrt; ferner die Annahme der Überarbeitung am Schlusse, die für Eduard Schwartz also schon Prämisse ist; vielleicht auch die Erkenntnis, daß die Kriegsschilderungen der Ilias nicht auf einen Krieg passen, der im 10. Jahre steht (nach dem Vorgang van Leeuwens speziell wieder dargelegt von B. O. Foster, The duration of the Trojan war [American journal of phil. 1914]). Jetzt sind wir freilich noch so weit zurück, daß wir sogar ein gegenseitiges Aufeinanderbezugnehmen zweier Analysen als ungereimt empfinden, weil zufälliges Übereinstimmen im Détail bei absolutester Verschiedenheit in den Voraussetzungen uns wertlos erscheint. Doch wollen wir, mit Paul Cauer, auch für eine ferne Zukunft die Möglichkeit einer mehr oder weniger allgemein anerkannten Homeranalyse annehmen, für den Augenblick aber uns an den vorhandenen erfreuen, an jeder für sich, sie nicht nebeneinanderstellend, denn jede von ihnen ist imstande, uns das homerische Gedicht lebendiger zu machen als wir es aus eigenem vermöchten.

[1]) Hier sei eine weitere angeführt aus einem Aufsatz Eduard Meyers [Hermes 1918, S. 330 ff.]: die Rhapsoden ⟨ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδοί⟩ führen ihren Namen als die Rezitatoren der Großepen.

Natürlich schwankt damit auch der historische Homer noch durch die Jahrhunderte hin. Bei Bethe [1]) (natürlich auch bei Wackernagel; ihnen schließt sich P. Caner an) fällt er ins 6. Jahrhundert, um 900 bei Wilamowitz. Er erschließt dies aus Kombinationen, aber er glaubt auch noch Spuren direkter Tradition zu haben, wäre es auch nur Melesigenes, den sie trifft, den Wilamowitz, natürlich mit aller Vorsicht, für einen mit Homer zusammengeworfenen zweiten, späteren Dichter hält, zusammengeworfen wegen gemeinsamer Ansprüche auf ein altes Gedicht. „So ist denn an der Existenz eines Dichters *Ὅμαρος* oder *Ὅμηρος* von Smyrna nicht erlaubt zu zweifeln; er war so alt und so berühmt, daß man ihm göttliche Abkunft beilegte; alles Menschliche ist sekundär.“ (Wilamowitz, S. 372.)

Das nichthomerische Epos

Die Tatsache, daß Ilias und Odyssee einmal in einem Kreise verwandter Epen gelebt haben, wird zwar stets nachdrücklich wiederholt; aber doch ist das Gefühl für diese reiche literarische Welt nicht mehr lebendig, seitdem die rein materialistische Arbeitsmethode zu existieren aufgehört hat. Höchstens wird die nichthomerische Produktion relativ zur homerischen bestimmt, indem ihre Epen, mehr apodiktisch als überzeugend, als abhängig von Homer oder, was natürlich seltener, aber um so raffinierter ist, als den Homer beeinflussend erwiesen werden. So will Loewy die Memnonis der Sarpedonszene zum Vorbild dienen lassen (N. Jahrb. kl. Alt. 1914), Wilamowitz den Hesiod der Odyssee ϑ 170 (Iliasbuch S. 478). Selbst der epische Zyklus erscheint in neuer Modifikation, in einer sehr realen, nicht literaturgeschichtlichen und theoretischen, so wie eben die Althistoriker ein solches Problem anpacken. Es ist Eduard Meyer (Hermes 1918, S. 330ff.), der im jetzigen Iliasschluß nur einen provisorischen Rhapsodenschluß sieht, während der bekannte, von den Scholien erhaltene Übergangsvers zur Aithiopis das ursprüngliche und ältere ist. Das ist wohl möglich; auch Wilamowitz denkt daran, skeptisch stehe ich aber dem gleichen Versuche an der Odyssee gegenüber, in der auch ψ 296 einstmals Schluß gewesen sein soll — freilich ist die ästhetische Entrüstung Bethes (im gleichen Band des Hermes) über diese Annahme auch nicht am Platz. Während solche Themata selten sind, hat das Interesse für organisches Wachstum und das immer mehr sich vertiefende Sagenverständnis zu häufigem Aufgreifen sagenentwicklungsgeschichtlicher Arbeiten geführt. Auch in den Kriegsjahren sind mehrere erschienen, die methodisch sehr verschieden und schon darum sehr interessant sind. Die altmodischste ist unzweifelhaft Albert Hartmann, Untersuchungen über die Sagen vom Tod des Odysseus (München 1917). Das soll kein Tadel sein, denn

[1]) *Μ* nach Hesiod, *Ζ* 303 [keine Zutat!] nicht vor dem Ende des 7. Jahrhunderts; vgl. Bethes Kritik des Buches von Eduard Schwartz (Gött. gel. Anz. 1919).

so wenig fruchtbar und so wissenschaftlich gleichgültig auch das einfache Verfolgen eines literarischen Stoffes durch eine Literaturepoche hindurch ist (das gilt so gut für die zweite Hälfte des gleich zu nennenden Robertschen Buches, wie für dasjenige Hartmanns, denn Stoffgemeinschaft ist das am wenigsten bindende), so sehr muß zugegeben werden, daß alle diese späteren Epen, wie eben die Telegonie, einer wahrhaft sagengeschichtlichen, d. h. vorliterarischen Betrachtungsweise widerstreben; nimmt ja doch unzweifelhaft die Telegonie auf die Nekyia der Odyssee Rücksicht und läßt sich mit Sicherheit auf das beginnende 6. Jahrhundert (nach Kyrene) datieren. Wenn auch Hartmann zum Resultate gelangt, daß hinter dem einfältigen und pietätlosen Mischepos des sog. Eugamon, einem verbürgerlichten Abklatsch alter Heldensagen alte, nicht nur bessere, sondern auch örtlich verwurzelte Epen stecken, wie eines aus Thesprotien und eine ursprüngliche eigentliche Telegonie, so bleiben diese doch vollständig Schemen. Dies ist Hartmann auf alle Fälle gelungen, über Wilamowitz hinaus (in den homerischen Untersuchungen) und ohne dabei in die Übertreibungen G e r c k e s (Neue Jahrb. kl. Alt. 1905) zu verfallen, den Inhalt dieser kyrenäischen Telegonie festzustellen.

Dieses Ergebnis ist nicht sehr wichtig, aber zuverlässig, der Weg zu ihm übersehbar, weil verhältnismäßig wenig Angaben sich kreuzen. Gerade ins Gegenteil, ins dichteste Gestrüpp einer ungeheuren, widerspruchsvollen Überlieferung führt uns Carl R o b e r t s Oidipus, Geschichte eines poetischen Stoffes im griechischen Altertum (2 Bände, Weidmann 1915), ein schon in der Zielsetzung gewaltiges Werk, denn was kann es in epischer Zeit Größeres geben als den thebanischen Sagenknäuel? Es ist ein Archäologe, der dies schreibt, darum ist ihm die literarische Ausprägung der Sage nur ein Teil seines Materials; Werke aller Kunstgattungen haben Mitspracherecht und nicht minder findet die vorliterarische Sage bei ihm ihren Platz. Aber er ist Archäologe einer jetzt aussterbenden älteren Schule, die schließlich doch nur erweiterte Philologie trieb und, wie diese ohne den realen Sinn, ihr verdoppeltes Material in den gleichen Gedankengängen wie diese verarbeitete; ihr Material war nicht Volk und Land, sondern Bücher und Bilder; zwar wächst auch ihre Literatur und Kunst aus Sage und Einfalt hervor, aber sie ist deren Ziel und Blüte, die Sage nur Vorstufe und gleichsam Unvollkommenheit. So ist auch dieses wahrhaft grandiose Buch ein ganz philologisches System von unermüdlich fortschreitenden Kombinationen und Schlüssen, eine zeitlich auseinanderfallende Homeranalyse, zum Teil mit der faszinierenden Wirkung, aber auch mit dem ungläubigen Nachgeschmack einer solchen. Die religiöse Realität, die vordichterische, spielt eine ganz verschwindende Rolle; auch sie wird nur logisch erschlossen. Sobald wir auf Grund von k r i t i s c h geprüften und ausgenutzten l i t e r a r i s c h e n Quellen Oidipus und Laios zu alten Gottheiten von Eteonos und Eleon, Oidipus' Gattin zur Mutter Erde gemacht, die Sphinx von außen noch dazu gezogen haben, werden, obgleich es sich doch noch um Sage, d. h. auf alle Fälle ungeschriebene

Literatur handelt, diese paar Elemente nach literarischen Möglichkeiten kombiniert — dies gibt das älteste Oidipusmärchen; Dubletten und Varianten, Lokales und Geographisches wirbeln durcheinander; glänzend vor allem der Nachweis, wieviel enger und näher früher alle die Figuren zueinander standen. Ganz wohl wird es dem Verfasser, so hat man das Gefühl, aber erst, wenn er auf dem Boden des Literarischen, beim alten Epos gelandet ist; beim ältesten, das in minoische Zeiten hinaufreicht und mit den altertümlichsten Partien der Ilias gleichzeitig sein mag. Dieses älteste Epos wird aus der Nekyia und Hesiod erschlossen; dann kommen die großen Epen, deren Inhalt mit höchster Raffiniertheit aufgedeckt wird, indem die Sage wegen ihrer Unordentlichkeiten unerbittlich zur Rechenschaft gezogen wird. Gegenüber der Technik der Homeranalysen ist neu nur das, daß auch die Bildwerke in dem vielstimmigen Chor der Zeugnisse sich hören lassen. Von der Behandlung des Dramas haben wir noch zu reden.

So großartig die Fülle des Gewußten und Erschlossenen in Roberts Buch ist, so wird einem die Unsicherheit des ganzen Baues doch eindringlich vor die Augen geführt, wenn man eine andere, kurze, gleich zu nennende Darstellung in die Hand nimmt, die meines Erachtens überhaupt zum vollendetsten in der jetzigen wissenschaftlichen Literatur gehört, schon deswegen vorzüglich, weil ein ganz kleines, aber paradigmatisch eindrückliches Gebiet mit einer Sicherheit, daß ein Bedenken nicht statthaben kann, völlig erhellt wird und durch ihr Licht in die bedeutungsvollsten Zusammenhänge gerückt wird. Das Buch ist zwar etwas vor meiner Berichtsperiode erschienen; ich spreche deshalb hier davon, weil es, in etwas fremder Umgebung niedergelegt, vielleicht manchem Philologen unbekannt geblieben ist.

Im 1. Bande des Tirynswerkes handelt August F r i c k e n h a u s über die Hera von Tiryns (Athen 1912), also ein Vertreter der neuesten Archäologie, die es so wundervoll versteht, die Antike gleichsam in Aktion zu erleben. Durch ihre Forschungen wird auch die antike Religion zum ersten Male wahrhaft sinnfällig. Frickenhaus ist zu dem hinzu aber auch Philologe so gut wie einer, dies zeigen alle seine Bücher, die in ihrer wissenschaftlichen Struktur und ihrer Geistesart mich aufs stärkste an Arbeiten K. O. Müllers erinnern. In dieser Schrift nun, die streng archäologisch mit elenden Mauerresten und einem Capitell beginnt, steigt vor uns ein Heratempel auf den Trümmern der Burg von Tiryns, die weit über die dorische Wanderung hinweg vielleicht bis 700 stehen blieb (!), auf, der in wunderlicher Weise als einzig Bleibendes den alten Kult der mykenischen Zeit, gebunden an dessen heilige Altarstätte, bewahrt, ja vielleicht die Hera, die Hausgottheit des einstigen Königs, einfach übernommen hat. Als Kultgegenstand, um den der Tempel gleichsam herumgebaut wurde, diente eine Holzsäule, die zufällig von dem großen Burgbrand verschont geblieben war. Der Heradienst in seiner lokalen Ausprägung ist dann das Hauptthema und von ihm aus fällt nun auch auf ein Epos, obgleich es nur als Auskunftsmittel herangezogen wird, kräftiges Licht, die Phoronis. Sie erhält ein

ausgesprochen argivisches Lokalgepräge, so daß dieses späte Epos, das formell tausendfältig von Homer abhängig ist, obgleich sein Inhalt nicht erschlossen, keine neuen Fragmente gefunden werden, einem näher rückt als jenes inhaltlich wohl bekannte Epos aus Kyrene. Aber nicht nur das, noch viel wichtiger ist, daß jenes sog. hellenische Mittelalter, der Träger dieser Epik, das vorher ein mit schönen literarhistorischen Begriffen gefülltes Schema war, jetzt Leben erhält, vor allem, daß an einem instruktiven Beispiel sichtbar geworden ist, wie die mykenischen Kulturdenkmäler (deren Ende man eigentlich weder sich vorstellen noch auch nur zeitlich fixieren konnte) in eigenartiger Weise ihre Kultur überdauerten und in eine fremde Welt, eben die Homers, hineinragten, man kann sich denken, mit wieviel Anregungen und rätselvollen Problemen.

Während hier, auch auf literarischem Gebiete, autochthones Gut gewonnen wurde, ging es anderswo verloren. Hinter der Theogonie des Hesiod glaubte man lange eine zum Kyklos gehörige Titanomachie annehmen zu dürfen, deren Niederschlag bei Apollodor vorhanden wäre. Nun hat Johannes Dietze, Zur kyklischen Theogonie (Rhein. Mus. 1914) mit völliger Sicherheit erwiesen, daß diese Titanomachie ein späteres, dem 6. Jahrhundert angehöriges, von Hesiod abhängiges Werk ist. Auch solche negative Erkenntnis ist wertvoll, schon wertvoll für das Verständnis des epischen Zyklus.

Für Hesiod[1]) selber ist in der Berichtszeit nicht viel geleistet worden. 1913 erschien die 3. Auflage der kleinen Ausgabe von Alois Rzach und die Theogonieausgabe von W. Aly in den Winterschen kommentierten griechischen und lateinischen Texten. Die hesiodische Frage ist in ihrer Entwicklung noch weit hinter der homerischen zurück. Erst 1905 hat Carl Robert (Mélanges Nicole), der wieder im Hermes 1914 dem Pandoramythus eine hervorragende Behandlung schenkt, die auf Hesiods persönliche Leistung sehr viel Licht wirft[2]), eine unitarische Bewegung eingeleitet, die in der Gegenwart noch nicht abgeschlossen ist. Damit war der wilden Athetesenwirtschaft wie auch den Zersplitterungsversuchen, die bei Hesiod an der Tagesordnung waren, ein Riegel vorgeschoben. Die — natürlich berechtigte — Frage, was hinter dem einigenden Dichter stehe, ist darüber für längere Zeit verstummt. In diesem Geiste behandelt Paul Friedländer (Hermes 1914; das gleiche Thema packt auch Wilamowitz, mehr aus dem Innern der Dichtung an, Iliasbuch S. 463) sehr gut das Prooemium der Theogonie (Verse 1—115), indem er durch einleuchtende Parallelsetzung zu andern Hymnen (oder Prooemien) aufzeigt, wie hier typische Gedankenbewegungen neben untypischen, individuellen (z. B. Hesiods Dichterweihung) stehen und sie, miteinander zu einer komplizierten Einheit verbunden, äußerlich an Wiederholungen und Ungewöhnlichkeiten zu leiden scheinen. Dankbar

[1]) den T. W. Allen (Journal of hell. stud. 1915), sich stützend auf eine astronomische Berechnung, auf das Jahr 850 festsetzen will!

[2]) Von Hesiod selber stammte die Umsetzung und Umetymologisierung der alten Erdmutter in die πλαστὴ γυνή.

haben wir neue Ehoienfragmente entgegengenommen. Stoffe: Sarpedon; Harpyien und Boreaden (Oxyrh. XI, 1358); Auge und Telephos; Elektra, des Atlas Tochter und ihre Deszendenz (ebenda 1359); Atalante und Hippomenes (Papiri Greci e Latini II Nr. 130 [und 131?]). Das Bild, das frühere Funde uns von ihnen gegeben haben, wird nicht mehr verschoben.

Sympathisch berührt wohl allgemein der die Frage jetzt erledigende Nachweis von Wackernagel (Sprachliche Untersuchungen zu Homer S. 188ff.), daß die Batrachomyomachie nicht lange vor dem augusteischen Zeitalter entstanden ist. Wie man sich mit der „Apotheose Homers“, die ja hier hineinspielt, abfinden wird, weiß ich nicht.

Die Lyriker

Während auf dem Gebiete der Epik von einer eigentlichen Hochkonjunktur der Wissenschaft gesprochen werden kann, weisen die Lyriker keine Aufsehen erregenden Ereignisse auf; wir behelfen uns hier, wo Text und Verständnis eins ist, ja immer noch mit dem alten Bergk und müssen sogar froh sein, daß ein Neuabdruck der letzten Ausgabe das Buch wenigstens wieder in den Handel gebracht hat, sogar um einen besseren Index erweitert (II. Teil Teubner 1915, III. Teil Teubner 1914). Das Fehlen größerer Arbeiten rührt wohl davon her, daß die Papyrusfunde einen kaum zur Besinnung kommen lassen; anderseits zehrt die Forschung noch von den vielen Anregungen, die Wilamowitz' Buch Sappho und Simonides (1913) gegeben hat. Buch und Papyrusentdeckungen ergänzen sich; die Charakteristiken, die von den einzelnen Lyrikern entworfen sind, werden durch die neuen Funde durchaus bestätigt. Vor allem haben die Lesbier wieder neuen Zuwachs erhalten[1]). Sapphos Bild bekommt durch sie einen leisen Anstrich von Gewohnheits- und Geschäftsmäßigem (Sappho aus Buch I und II Oxyrh. Pap. X Nr. 1231 und 1232 und Pap. Greci e Latini II Nr. 123); ihre scheinbar absolute Einzigartigkeit, ihre ungeheure Vitalität, die nach früherem Empfinden nur seltenen Augenblicken eignen konnte, erweist sich, wie Wilamowitz das schon angedeutet hatte, fest in Kultur und Sitte von Lesbos und ebenso in einer literarischen Ausdrucksform begründet und darum auf die Dauer monoton und, offen gesagt, nicht mehr so ganz bezaubernd. Interessant und mit der angedeuteten Verflüchtigung des Persönlichen in Zusammenhang stehend ist noch eine Vermutung, die Wilamowitz äußert, daß auch die Sapphosammlung literarisch verwandte, aber fremde Bestandteile aufgenommen habe wie er es von der Tyrtaiossammlung, von den Simonidesepigrammen erwiesen hatte und wie es beim Theogniscorpus allgemein anerkannt ist.

[1]) Vgl. die glänzende Einführung von Wilamowitz in den N. Jahrb. kl. Alt. 1914.

Wichtiger ist die Erweiterung unserer Kenntnis des **Alkaios** (Oxyrh. X Nr. 1233 und 1234 und XI Nr. 1360). Wie seine Kunst gegenüber der der Sappho viel schwerer und raffinierter, inhaltlich dafür konventioneller ist, was schon die früheren Fragmente erraten ließen, wird durch die neuen jetzt durchaus bestätigt. „Es klingt zu horazisch" (Wilamowitz, N. J. kl. Altert. 1914, S. 232). Das ist wirklich das erstaunliche, wie sehr sich Alkaios Horaz nähert; Paraenese wie bei diesem; ohne individuellen Anlaß ein Vergleich zwischen Helena und Thetis usw. Zugleich entdecken wir auch, daß Horaz, viel mehr noch als wir wußten, von Alkaios abhängig ist. Für ihn selber besonders wertvoll sind die politischen Gedichte, wo die Figur des Pittakos vom feindlichen Standpunkt aus gesehen erscheint; seine Familie und seine Karriere werden übel hergenommen; neben ihm noch andere uns nicht bekannte Gegner. Das gibt auch Alkaios und seinem Kreise reale Existenz.

Die **Elegiker** haben wenig Gewinn. **Tyrtaios**, der nun auch einen, zwar nicht wichtigen, aber echten, d. h. dem echten Tyrtaios zugehörigen Papyrus hat (Wilamowitz, Dichterfragmente aus der Papyrussammlung der kgl. Museen [Sitzb. Berl. Akad. 1918]) wird von **F. Jacoby** (Hermes 1918) auf Grund früherer Ausführungen von Wilamowitz grausam und unfruchtbar behandelt; über die Scheidung von Echt und Unecht hinaus, die jener vorgenommen (Textgeschichte S. 96 ff.) noch weiter zersetzende Kritik an Person und Gedichten zu üben, führt zu nichts — Wilamowitz selber wird es Angst vor den Geistern, die er rief (Sitzb. Berl. Akad. 1918, S. 735). Ausgezeichnet handelt aber derselbe Verfasser ebenda über **Mimnermos** (von Smyrna, niedergelassen in Kolophon!); es wird wahrscheinlich gemacht, daß die *ὕβρις*, über die Mimnermos klagt, sich gegen die barbarischen Ureinwohner des Landes richtet; damit wird der Umschlag in der Stimmung Ioniens (z. B. gegenüber Kallinos), das Weichliche, Resignierte in Zusammenhang gebracht; es ist nicht mehr jene freiheitliche Gesinnung, man ist zu Kompromissen geneigt, falls man nur Geschäfte machen und das Leben genießen kann (ausgezeichnet S. 276); auch der Dichter selber wird gezeichnet; ob richtig, ist mir sehr fraglich. Er wird ganz und gar zum unpersönlichen berufsmäßigen Sänger gemacht, die Gleichung Mimnermos-Properz (Wilamowitz, Sappho und Simonides, S. 276 ff.) darum stark eingeschränkt [1]). Jakoby ist eben immer etwas bang für seine bekannte Theorie über die Entstehung der lateinischen Elegie. Aber gerade die Idee, wie die römischen Klassiker, beginnend mit Catull, soweit er nicht cantor Euphorionis ist, zu den alten griechischen Klassikern in nahe Beziehung traten, viel nähere, als unsere falsche Einschätzung der Griechen uns anzunehmen erlaubte, ist festzuhalten und auszubauen; sie wird, wie ich oben bei Alkaios gesagt, durch die Papyri allein schon in den Vordergrund gerückt. Über **Solons** Elegie *εἰς ἑαυτόν* spricht **K. Reinhardt** (Rh. Mus. 1917); er läßt das Wort *σπεύδειν* die Stelle

[1]) Dies tut auch D. B. **Durham** im American journal of philology 1916; nicht Mimnermos, sondern etwa Philetas ist die Einflußquelle des Properz.

der paar unleserlichen Buchstaben am Anfang von Vers 33 einnehmen und erklärt um dieses Wort herum die ganze Elegie. Das Problem ist, warum geht es auch dem tüchtigsten Geschäftsmann eventuell schlecht. Den Göttern die Schuld zu geben, scheut er sich. Der Ausweg ist: Jede *ἄτη* ist eine *ἄτη τεισομένη*. Der Mensch ist schuld durch irgendein Vergehen, die Gottheit, insofern sie die Strafe vollziehen läßt.

Pindar. 2. Auflage der kleinen Ausgabe von **Otto Schröder** 1914 mit ihrem trefflichen, in seiner Selectio musterhaften Apparat und den bekannten metrischen Analysen, denen jetzt zum erstenmal am Schlusse ein membrorum notabilium conspectus beigefügt ist — äußerst dankenswert. Pindars Chor untersucht **J. Müller**, Quomodo Pindarus chori persona usus sit (Diss. Freiburg 1914); er weist nach, daß gar nicht etwa nur immer der Dichter in seinem Namen redet, sondern daß auch der Chor aus seinem subjektiven Charakter und seinem Wesen heraus handelnd vorgeführt wird. **Bacchylides**, auf die Jahre ca. 516 bis ca. 450 rückwärts geschoben in einem einleuchtenden Artikel von **A. Körte** (Hermes 1918), hat 1912 die Blaßsche Ausgabe durch **Süß** neu herausgegeben erhalten. Beide haben Papyrusbereicherung erfahren [1]); selbstverständlich findet sie nicht entfernt das Interesse, das ihr bei den anderen Lyrikern zuteil wird. Wirklich bringen die Papyri auch keine neuen Züge; trotzdem sie bisher nur fragmentarisch oder gar nicht vertretene Genera der beiden Dichter vorführen, so ist doch der Unterschied gegen die Epinikien höchst gering. Bezeichnend ist eines der neuen bacchylideischen Skolien (oder Paroinien); daß es in diese Kategorie gehört, beweist die Umgebung und die Anrede *συμπόται ἄνδρες*. Gerichtet ist es aber an Hieron, der zu einem Siege seines Pherenikos beglückwünscht wird. Wir scheinen die Unterschiede der Gattung für jene reife Zeit einfach überschätzt zu haben. Sehr wertvoll ist das besterhaltene der Skolia, das sehr weitgehende Abhängigkeit von zwei Fragmenten eines pindarischen Enkomions zeigt (Frgm. 124a und b), die Blaß zum ersten Male vereinigte. Die Richtigkeit dieser Vermutung wird jetzt durch den Papyrus bestätigt. Ein leicht zu ziehender Vergleich klärt über die Wesensart der beiden Dichter ausgezeichnet auf.

Als bedeutendste Arbeit zu Pindar und Bacchylides will ich zum Schlusse den Aufsatz von **Paul Maas**, Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bacchylides und Pindar (Weidmann 1914; auch in den Jahresberichten des philol. Vereins 1913) nennen, ein Aufsatz, der durch sein instruktives, ständig an das Methodische denkende Vorgehen noch wichtiger ist als durch das ja an und für sich schon interessante Problem. Diese Responsionsfreiheiten sind diejenigen, die Maas mit einem sie sofort

[1]) Pindar: Dithyramben Oxyrh. Pap. XIII Nr. 1604 (Frgm. 79a kommt darin vor, ohne daß das *σὰν κίβδαλον* völlig aufgeklärt würde); zwei sind deutlich erkennbar, einer an die Argiver und einer an die Thebaner *Θρασὺς Ἡρακλῆς ἢ Κέρβερος*. Wieder Päane (davon sechs identisch mit denen von Oxyrh. Pap. V Nr. 841) in den Papiri Greci e Latini II Nr. 147. Bacchylides: Skolia Oxyrh. Pap. XI Nr. 1361.

erklärenden Ausdruck als „anaklastische" bezeichnet. Gegen die große Erkenntnis des Durchbrechens des absolut Zwangsmäßigen in der Responsion, die wir vor allem der unvoreingenommenen Textesdeutung von Wilamowitz verdanken, wird auf diesem Gebiet ein energisches Veto eingelegt und nachgewiesen, daß in allen Fällen (bis auf zwei schwer zu lösende) eine Korrektur des Textes besser begründet ist als die Beibehaltung des metrisch Unregelmäßigen. Exkurse, wie ein höchst wichtiger über den Hiat, über Längung konsonantischer Endsilben (bei Pindar und Bacchylides fünf wahrscheinliche Fälle!) schließen sich an [1].

Die älteste Prosa. Die Geschichtsschreibung. Die Redner

Der in den Literaturgeschichten übliche, rein konstruktive Anschluß der ersten Prosa an die epische Poesie macht jetzt einer organischen Auffassung Platz, die, zuerst vielleicht auch aus Wahrscheinlichkeitsgründen und Literaturvergleichung geboren, nach und nach an Realität gewinnt; die Prosa wird immer weiter hinaufgerückt und geradezu neben die Epik gestellt. Gleichzeitig erkennt man, was damit nichts zu tun hat, freilich auch deutlicher und greifbarer den viel später einsetzenden, gewaltigen Einfluß des Epos auf die prosaischen Kunstformen (Herodot). Einen Teil jener ältesten primitiven Prosa pflegt man mit einem modernen Terminus Volksbücher zu nennen; neben diesen denkt man sich in mündlicher Tradition allerlei Märchen und Fabeln. Die Zahl der erkannten Volksbücher mehrt sich zusehends. Neben diejenigen von den sieben Weisen, von Solon und Kroisos, vom Anacharsis (als alt erwiesen von P. Von der Mühll, Festschrift Blümner 1914) werden von Wilamowitz (in einem Anhang des Iliasbuches) zwei neue gestellt: „Der Wettkampf zwischen Homer und Hesiod" und das „Leben Homers". Auf Alkidamas, wenigstens als Schöpfer des Agons, müssen wir von nun an also verzichten, hingegen wird es auch in diesem Falle wieder deutlich, wie die Sophisten diesen volkstümlichen Produkten ihre Aufmerksamkeit widmeten. Das „Leben Homers" ist am Ende der hellenistischen Zeit überarbeitet worden, so, daß die jonischen Formen noch durchscheinen (nach A. Ludwich [s. u.] wäre es später geschehen), in der sogenannten herodoteischen Homervita. Neben dieser Untersuchung veröffentlichte Wilamowitz auch den Text dieser beiden Schriften und die sonstigen Homer- und Hesiodviten (Kleine Texte 137, Bonn 1916), ein äußerst angenehmes Parergon des Verfassers. Zur Exegese sagt gleichzeitig manches Gute A. Ludwich, Homerische Gelegenheitsdichtungen (Rhein. Mus. 1916).

[1] Sehr angenehm für die Pindarexegese ist das Büchlein von Heinrich Klee, Zur Geschichte der gymnischen Agone an griechischen Festen (Teubner 1918; eine Basler Dissertation), das ein vollständiges Verzeichnis der Sieger an den vier großen Spielen bringt, für die Olympioniken wenigstens die Nachträge zu der Zusammenstellung Försters.

Über die dann schon mehr literarische Bewegung, die man etwa jonische Novellistik nennen kann, plaudert in den N. Jahrb. kl. Alt. 1914 sehr anregend August Hausrath. Derselbe Verfasser spricht in den Heidelberger Sitzb. 1918 (Achiqar und Äsop) über die Entstehung der Fabel- und Märchendichtung und kommt in bewußtem Gegensatze zu den Gemeinvorstellungen, die die griechischen Fabeln stark vom Orient beeinflußt sein lassen, zur Feststellung, daß dafür keine Indizien vorhanden sind, indem die üblichen Parallelen größtenteils in unbedeutenden, zufälligen Nebensächlichkeiten oder Selbstverständlichem liegen; die griechische Märchen- und Fabeldichtung ist so autochthon wie die irgendeines anderen Volkes.

Was nun die bekannten ältesten Prosaiker betrifft, so sei als Kuriosum erwähnt, daß uns die Oxyrh. Pap. XIII das erste wörtliche Fragment des Akusilaos von Argos bescheren, natürlich nur als Zitat in fremder Umgebung. Von Hekataios sucht J. Großstephan (Diss. Straßburg 1915) zu erweisen, — als Ausweg aus den bekannten Schwierigkeiten — daß sein Werk nach dem Tode des Autors eine zweite Auflage erlebt habe. Nun aber zu Herodot. Die Herodotforschung steht recht eigentlich in der Zeit der Besinnung, obgleich sie allen Grund zum energischen Vorwärtsstreben hätte. Auch hier haben die Papyri [1]) dem Editor und seiner Divinatio neue Gesichtspunkte und neue Aufgaben gegeben, auch zwei unentbehrliche, lang ersehnte Hilfsmittel sind ihm in der Berichtsperiode endlich zuteil geworden, zwar nicht ganz in der gedachten Form, aber immerhin wertvoll genug. Das eine ist die Grammatik und das Wortregister zu den jonischen Inschriften von Paul Gärtchen und Otto Hoffmann (Collitz-Bechtel-Hoffmann, IV. Band, 4. Heft, 2. Abt., Göttingen 1914), das andere der „Thesaurus verborum quae in titulis leguntur cum Herodoteo sermone comparatus" von Christian Favre (Heidelberg 1915), ein sehr nützliches Buch für den Herodotbenutzer, freilich das Herodotlexikon ist damit nicht unnötig geworden. Aber auch das wirkliche Wesen des herodoteischen Geschichtswerkes, das Verhältnis der einzelnen Logoi zum Gesamtwerk, die altmodischen Züge und die neue Tendenz in wissenschaftlicher wie formeller Hinsicht, die geographischen Ansichten des Herodot, seine Reisen, überhaupt sein Lebensziel sind in einem äußerst eindringlichen, wenn auch nach des Verfassers Art bis dicht an die Grenzen des Erschließbaren reichenden großen Aufsatz von F. Jacoby (Pauly-Wissowa Suppl. II [1913]) umfassend geschildert; dieser Artikel, der das Résumé der bisherigen Forschung bietet, wird für die Zukunft gleichsam der Ausgangspunkt sein, von dem aus man zu neuer Erkenntnis gelangen muß. Und doch müssen wir gestehen, daß die zu lange vorhandene Unsicherheit in allen mit Herodot in Zusammenhang stehenden Fragen auch Jacoby mehr erst Richtlinien hat geben lassen. Herodot sollte jetzt sowohl zur literarhistorischen Behandlung locken als auch

[1] Gesammelt von H. G. Viljoen, Herodoti Fragmenta in papyris servata. Diss. Groningen 1915.

sollte all' das sachliche Material, durch das gerade die Funde der letzten Jahrzehnte ihm neues Leben verliehen haben, einen Sachkommentar ermöglichen, der weit über Philologenkreise hinaus Interesse fände; eine solche Aufgabe läge am ehesten in der Art der englischen Philologie und wirklich hat ja Macan für einen Teil des Werkes einen Teil dieser Forderung erfüllt.

Die literarische und wissenschaftsgeschichtliche Frage nach der Stellung Herodots in der antiken Ethnographie behandelt in größerem Zusammenhang mit vollem Erfolge die hervorragende, für eine Dissertation ungewöhnlich reife Arbeit Karl Trüdingers, Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie (Diss. Basel 1918; Teubner 1918); geplant war, wie seine Einleitung sagt, auf dem Gebiete der Völkerbeschreibung das, was F. Leo für die Geschichte der persönlichen Lebensbeschreibung geleistet hat; es zeigte sich jedoch bald, daß ein festes Genus nicht wie dort zu gewinnen war, sondern daß daraus eine Geschichte der ethnographischen Theorien und Interessen werden mußte; er entwickelt diese von den jonischen Anfängen bis zu Tacitus' Germania; in der Charakterisierung dieses Werkes und seiner Gegenüberstellung zu Posidonius gipfelt das Buch. Darauf werde ich noch einmal zurückkommen; der andere Höhepunkt ist das Herodotkapitel; in überzeugendster Weise wird Herodot konfrontiert mit den übrigen Bestrebungen der jonischen wissenschaftlichen und literarischen Ethnographie, gezeigt wie er durchaus nicht als Beispiel derselben verwendet werden darf, indem ihm sowohl das naturwissenschaftliche Interesse fehlt, um die Tendenzen, die Volk und Land in organische Wechselwirkung verknüpfen, aufzunehmen als auch auf rein deskriptivem Gebiet Sonderneigungen innewohnen, die seine Vorgänger nicht hatten.

Während, wie es scheint, Herodot momentan eher etwas verdrängt ist, wurde gerade durch den Krieg das Interesse, das Verständnis und zugleich die Sympathie für Thukydides außerordentlich geweckt; manchem „wurde dies Bewußtsein von der aktuellen Bedeutung der Antike in dieser Zeit ganz besonders an der Lektüre des Thukydides neu belebt“ (P. Corssen, Der Charakter der perikleischen Politik im Lichte der Darstellung des Thukydides, [Sokrates 1915]). Es brauchte, wie es scheint, dieses Erlebnis zum Verständnis der größten Historikerpersönlichkeit des Altertums. Seine Welt- und Lebensanschauung, sein Intellektualismus, das völlige Fehlen des Glaubens an eine sittliche Weltordnung schildert in einem (noch vor dem Kriege entstandenen) ausgezeichneten Aufsatz W. Nestle, Thukydides und die Sophistik (N. Jahrb. kl. Altert. 1914), einem Pendant zu seiner bekannten, von dem neuen Aufsatz aber weit übertroffenen Programmabhandlung „Herodot und die Sophistik“ (Schönthal 1908) [1]. Während hier die ganz

[1] Vor allem für die formelle Seite des Geschichtswerkes zeigt die Abhängigkeit von der Sophistik sehr gut F. Rittelmeyer, Thukydides und die Sophistik (Diss. Erlangen 1915).

einzigartige Lebensanschauung noch nicht in ihrer Individualität erlebt ist, noch ihre Grundlagen und ihre Möglichkeit überhaupt in der Gesamtkultur aufgezeigt wird, tritt dieses politische Miterleben in dem schon genannten Aufsatz P. Corssens deutlich zutage; die bis ins Letzte hinein überlegte, trotz der leidenschaftlichsten Anteilnahme an der Oberfläche sachlich ruhige Schilderung der perikleischen Politik durch Thukydides findet hier eine vorzügliche Interpretation, ja ein anfänglich befremdender Gedanken, nämlich, daß Thukydides den Perikles in seiner Leichenrede auch gegen die Sokratik, die seinem Menschheitsideal zuwider war, habe polemisieren lassen, wird einem durch die geschlossene Beweisführung ganz vertraut.

Aber erst die Herausarbeitung des Gesichtspunktes, daß Thukydides entgegen der Tendenz der Nachwelt, die aus dem Erfolg und Mißerfolg über die Berechtigung politischer Strömungen urteilt, sich mit gesteigerter Betonung nach der Niederlage Athens im peloponnesischen Kriege zur Politik des Perikles bekannte, gibt ihm seine ganze Größe, wie er sie in der wundervollen Schilderung erhält, die die Krönung des Werkes von Eduard Schwartz, Das Geschichtswerk des Thukydides (Bonn 1919, geschrieben aber schon 1917) bildet. Die Figur des Thukydides, dem, „solange die attische Herrschaft sich behauptete, eine Überspannung ihrer überlegenen Macht als ein wildes Gebahren erschien, mit dem eine verwerfliche Demagogie den im Grunde furchtsamen Chauvinismus der Masse aufpeitschte“, dessen „Denken sich aber wandelte, als ihr Sturz dem gehässigen Gerede recht zu geben schien, sie sei eine beispiellose Vergewaltigung hellenischer Freiheit gewesen“ (S. 141) — diese Figur scheint mir eine der großartigsten Konzeptionen eines antiken Menschen zu sein. „Er war als Realpolitiker“, heißt es etwas vorher, „dem sein Leben lang die hemmungslose Erkenntnis der in der Geschichte wirkenden Kräfte das einzige Ziel des Denkens gewesen war, gegen die moralisierende Phrase gerade dann gefeit, wenn sie in aller Munde war. Nur aus dem leidenschaftlichen Ankämpfen gegen solche Wirkungen der Katastrophe erklärt sich die ungeheure Wandlung, daß er die antimoralischen Sätze, mit denen er ehemals einen ihm persönlich verhaßten, nach seinem Urteil politisch und militärisch unfähigen Hetzer (Kleon) charakterisiert hatte, seinem Perikles als staatsmännische Axiome in den Mund legte“. Ich habe damit gerade das letzte Resultat herausgegriffen und auch die Art der Analyse angedeutet; schon an und für sich ist eine Analyse aus der Hand von Eduard Schwartz immer ein Genuß; er darf wohl als der größte Analyter der jetzigen Philologie bezeichnet werden. Das Problem ist an und für sich dem homerischen recht ähnlich; auch hier gibt es prinzipielle Unitarier, die in der ganzen Methode eine barbarische Vergewaltigung ihres geliebten Autors sehen. So sehr es aber an literarhistorischer Wichtigkeit hinter dem homerischen zurücksteht, ebenso viel wertvoller ist es rein literarisch, künstlerisch betrachtet, indem wir eines einzigen und zwar sehr greifbar nahen Mannes Entwicklung und Schaffen daraus erschließen möchten und können.

Ed. Schwartz geht auch durchaus vom literarischen Problem [1]) aus (nach einer Charakterisierung der früheren Versuche, die natürlich in Wilamowitz gipfeln), das für Thukydides unter dem Einfluß des Epos in der Stileinheit besteht (weder er noch Herodot wollten ein ἕν im Sinne der platonisch-aristotelischen Kunstlehre schaffen), der zuliebe er seinen Fanatismus für die Wirklichkeit, für die Sache hintanstellt. „So einsam seine Größe im Sachlichen ist, dem für alle literarischen Gattungen der Hellenen geltenden Gesetz, daß die einmal vorhandene Form maßgebend bleibt und höchstens umgebildet, nie zerschlagen wird, hat auch sein kritischer, um nicht zu sagen, revolutionärer Geist sich gefügt" (S. 28). Dem widerspricht aber die Tatsache, daß Thukydides an mehreren Stellen Urkunden im Wortlaut mitteilt — von diesem Widerspruch geht die analytische Kritik Schwartzens aus (wie Wilamowitz, Der Waffenstillstandsvertrag von 423 [Sitzb. Berl. Akad. 1915]). Die Fremdheit dieser Urkunden sah man schon früher, deutete sie aber verschieden; Eduard Schwartz sieht in ihrer Einfügung das Werk des Herausgebers, der in gewissen Partien nur das Rohmaterial, eben Urkunden, vorfand und sie mit ein paar notdürftigen Übergangsfloskeln in den Zusammenhang einfügte, und weitergehend findet er dann auch in anderen Partien bald Entwürfe, bald stilistisch zwar ganz ausgearbeitete Abschnitte, die aber, gleichsam zu späterer Auswahl, neben inhaltlich identische gesetzt waren, ferner neue Versuche, die in veränderter politischer Einsicht oder Einstellung ihre Begründung finden; der Herausgeber hat dann alles dies pietätvoll nebeneinandergestellt, so, daß unser Werk nicht arm an Doubletten ist, ja daß gewisse heimatlose Einlagen einfach irgendwo, wo eine bescheidene Anknüpfung sich bot, eingeschoben wurden. Das Ergebnis ist dann folgendes: Ursprünglich wollte Thukydides sein Werk bis zum Nikiasfrieden sich erstrecken lassen; damit war er, als die sizilische Katastrophe hereinbrach, noch nicht fertig; nach 413 geriet das Bild, das er sich vom zehnjährigen Krieg während seines Verlaufes und nach dem Frieden von 421 gemacht hatte, durch die späteren Ereignisse aus den Fugen. Jetzt skizzierte er, bald nach den Geschehnissen, noch ehe sie eigentlich recht zu fassen waren und solange sie sich noch im Flusse befanden, die Jahre 421—411; im Mittelpunkt dieses Teils steht der sizilische Krieg. Nach der definitiven Katastrophe erfolgte die Totalüberarbeitung, über die ihn der Tod ereilte; ein Editor gab heraus, was er vorfand.

Diese Andeutungen können natürlich kein Bild von der wahrhaft faszinierenden Eindruckskraft dieses Buches geben, faszinierend gerade darum, weil es von einer künstlerischen Erfassung ausgeht und so Interpretation im vollendetsten Sinne ist. Was die Resultate und ihre Gültigkeit angeht, müßte ich nur wiederholen, was ich bei der Homerfrage gesagt habe; aber, was ich mit Sicherheit für keine der Homerschriften

---

[1]) Für Thukydides scheinbar ergebnisreiche Spekulationen Elters über Th. und den Namen des peloponnesischen Krieges (N. Jahrb. kl. Alt. 1915) sind mit Recht von Bruno Keil zurückgewiesen worden (Hermes 1916).

voraussagen wollte, das Buch Eduard Schwartzens wird zu den philologischen Klassikern gehören, da die ruhige, nie hastende, aber auch nie breite, in Polemik und Anerkennung maßvolle Schreibart, die relative Voraussetzungslosigkeit, die nur an einen Philologen, nicht an einen Spezialisten als Leser denkt (wogegen von vielen heutzutage so oft gesündigt wird), sein Werk in die Reihe der Vorbilder unserer Fachliteratur erhebt.

Bei Xenophon ist eine vorzügliche Arbeit über die Überlieferung zu verzeichnen, von Axel W. Persson, Zur Textgeschichte Xenophons (Acta universit. Lund. 1914). Die Untersuchung hebt sich durchaus über die Interessensphäre der Xenophoneditoren und -benutzer hinaus in der Art, wie sie neben die Papyri (die auch hier zu dem bekannten Ergebnis führen, immerhin mit der interessanten Einschränkung, daß die eine oder andere uns überlieferte Handschriftengruppe schon zur Zeit der Papyri ganz ausgeprägt vorkommt) auch die möglichst vollständige indirekte Überlieferung stellt und auf dieser Grundlage zu dem überraschenden Resultate gelangt (S. 162): „Die von der Deteriores-Gruppe und der indirekten Überlieferung gemeinsam bezeugten Lesarten stellen sich bei genauerer Prüfung als lectiones difficiliores heraus, die der Meliores-Gruppe als Glättungen dieser Lesarten und nur in ganz vereinzelten Fällen als Korrekturen offenbarer Fehler".

Vielerlei ist geschrieben worden über einzelne Schriften Xenophons. Es sei nur auf die Ausgabe der Ἀθηναίων πολιτεία von Kalinka hingewiesen (1913), die sich würdig den anderen Ausgaben der Sammlung wissenschaftlicher Kommentare bei Teubner anreiht. Des Verfassers Theorie freilich über die Entstehung des interessanten Werkes, nach der dasselbe ein παίγνιον eines Redners einer aristokratischen Hetärie sein sollte, wird wohl kaum viel Anklang finden.

Bei den Memorabilien hört glücklicherweise die Interpolationenschnüffelei nun auch auf; sehr instruktiv ist der Aufsatz von Franz Hornstein, Komposition und Herausgabe der xenophontischen Memorabilien (Wiener St. 1914 und 1915); er findet nichts Unxenophontisches in der Schrift; aber Xenophon ist nicht der Herausgeber; wohl veröffentlichte er einzeln die Apologie und die Schrift περὶ παιδείας (Buch 4), niemals aber die anderen Teile; wohl erst geraume Zeit nach dem Tode Xenophons vereinigte ein Unbekannter Edita und Inedita aus dem Nachlaß.

Die späteren Historiker sind immer noch Phantome; sie werden es bleiben, so lange die Papyri uns nicht besser helfen; ein großer Fortschritt wäre es ja schon, wenn nur wenigstens die Hellenika von Oxyrhynchos sicher ihren Verfasser hätten. Es wird freilich viel über sie geschrieben, auch Gutes, wie z. B. von Meß (Die Anfänge der Biographie und der psychologischen Geschichtsschreibung [Rhein. Mus. 1915]) Theopomp geschickt zu charakterisieren weiß. Wie sehr dies alles aber eigentlich in inhaltsarmer Terminologie stecken bleibt und in literarhistorischen Begriffen, das bringt einem gerade die brennende Frage über den Historiker von Oxyrhynchos, den Verfasser der Hellenika

(Oxyrh. Pap. V) zum Bewußtsein. J. H. Lipsius tritt mit Abhandlung (Berichte der sächs. Ges. d. Wiss. 1915) und Edition (Kleine Texte Nr. 138) für Kratipp, Walker (The hell. Oxyrh., its authorship and authority, Oxford 1913) für Ephoros, die meisten deutschen Althistoriker nach wie vor für Theopomp ein; sprachliche Untersuchungen wie die fleißige Arbeit von Wilhelm Bauer (Diss. phil. Vindob. XI, pars I) führen auch zu keinem sicheren Ziel. Da kommt nun ein wichtiges, neues Ereignis, ein neuer Papyrus — und das Spiel kann von neuem beginnen, denn er löst zwar alte Rätsel, bringt aber doppelt so viele neue. In Oxyrh. Pap. XIII, Nr. 1610 sind eine Anzahl Fragmente aus einem Geschichtsschreiber veröffentlicht, sie behandeln die Pentekontaetie; an und für sich sind die wenigen gut lesbaren Stücke von nicht allzu großem Interesse, aber von um so größeren für die Diodorquellenforschung. Denn viel enger als an den eigentlichen Oxyrhynchos-Historiker lehnt sich Diodor an diesen Gewährsmann an. Bei dem neuen Autor drängt sich einem der Name Ephoros geradezu auf; Bedenken dagegen lassen sich kaum vorbringen. Was ist aber das Resultat aus dieser Entdeckung für die ältere Frage? Wie mir scheint, steht die Position der englischen Herausgeber und damit Ed. Meyers und Wilamowitz' gar nicht schlecht; denn im Vergleich zu dieser hier zu beobachtenden Abhängigkeit ist jene Diodors vom Oxyrhynchos-Historiker wie eine durch ein Medium hindurchgehende und dadurch gedämpfte; das bedeutete eben Theopomp durch Ephoros.

Ebenfalls an die Art des Ephoros erinnert ein Papyrusblatt mit Fragmenten aus der sikyonischen Geschichte (Oxyrh. Pap. XI Nr. 1365).

Was die rednerische Prosa betrifft, so ist das ja ein Gebiet, dem sich in der auffallendsten Weise das Interesse der Philologen entzogen hat. Schuld daran ist einerseits, daß man von der aus der zweiten Sophistik ererbten idealistischen Hochschätzung der Redner, besonders eben des antimonarchischen Demosthenes abgekommen ist, nicht ohne hie und da in ein allzu realpolitisch sich gebärdendes Gegenteil zu verfallen; der ganze Vorgang ist übrigens ein Ausdruck für die Wandlung in der Mentalität der Gelehrten; anderseits entfremdete auch der Umstand, daß andere Quellen wie die *Ἀθηναίων πολιτεία* und ganz besonders die Inschriften in sachlicher Hinsicht viel zuverlässigere Auskunft gaben als sie. Natürlich wird auch hier weitergearbeitet; es erscheinen neue Ausgaben, so in der Berichtsperiode die Neubearbeitung des Blaßschen Hypereides durch Christian Jensen (Teubner 1917) und die für die Zukunft wohl maßgebende Ausgabe des Demosthenes von Karl Fuhr (ed. maior, Teubner 1914; bis jetzt ein Band von dreien), eine Ausgabe, die zwar in ihrer konservativen Art sich in wohltuender Weise zurückhält von den Extravaganzen der Hiat- und Klauselforscher und der Glossemenschnüffler, aber anderseits auch in der Handschriftenbenutzung sehr altmodisch vorgeht und von den Lehren der Papyri nichts gelernt hat[1]), schon darin nicht, wie Fuhr gewisse Eigentümlich-

[1]) die bei den Rednern allerdings nicht allzu häufig sind (gesammelt von K. Jander, Kleine T. Nr. 118).

keiten abweichender Überlieferung gleich mit antiken Editionstermini in Beziehung zu setzen wagt (*ἀρχαία ἔκδοσις, δημώδης ἔκδοσις*).

Auch findet, vor allem seit Nordens Kunstprosa, die rhetorische Theorie zunehmendes Interesse, wie ja schon, um dies mangels besserer Gelegenheit gerade hier unterzubringen, das Neuerstehen einer Sammlung der Rhetores Graeci durch Hugo Rabe zur Genüge zeigt[1]). Was die älteste Zeit, von der wir hier zu reden haben, betrifft, so ist erwähnenswert die Schrift von Peter Hamberger, Die rednerische Disposition in der alten *τέχνη ῥητορική* (Korax-Gorgias-Antiphon), die in sehr besonnener Weise die frühesten Theorien von der Reihenfolge der Teile einer Rede behandelt.

Auch auf diesem Gebiet haben die Papyri eine große Überraschung gebracht (Oxyrh. Pap. XIII Nr. 1606), Fragmente aus zwei Reden des Lysias, *πρὸς Ἱπποθέρσην ὑπὲρ θεραπαίνης* und *κατὰ Θεομνήστου*. Davon ist besonders die erstere von hervorragendem Interesse, ist es doch eine Rede in eigener Sache, wobei die Stellung der Magd völlig unklar bleibt. Es dreht sich natürlich um die Rückkehr nach 403; Hippotherses hat konfiszierte Habe des Lysias gekauft und will sie nicht herausgeben, obgleich er durch die zwischen den Parteien geschlossenen Verträge, die im Wortlaut mitgeteilt werden, dazu verpflichtet wäre.

Einer der besten Kenner der alten Redner ist der Herausgeber des Isokrates, Engelbert Drerup, in seinem Wesen stark abweichend vom normalen Philologen, indem er sich dichterisch betätigt. Er glaubt, die Antike erst lebendig zu haben, wenn er an ihre Stelle Modernes schiebt, ein Vertreter der vergleichenden Literaturgeschichte, die ja stets sofort die scharfen Umrisse des Einmaligen zerstört und dafür die Schlagwörter einer unfruchtbaren Theorie einstellt. So erweist er sich beispielsweise in der Homerforschung, nicht anders zeigt er sich auf seinen sonstigen Forschungsgebieten, stets temperamentvoll und oft anregend; aber, was er wohl gerade zu vermeiden glaubt, wirklichkeitsfremd. Natürlich ist er auf homerischem Gebiet Unitarier; die Erlebnisse des Krieges nun, die in ihrer Umformung der Psyche andere Forscher Thukydides verstehen lehrten, beleuchteten ihm die attische Politik des 4. Jahrhunderts (Aus einer alten Advokatenrepublik, Paderborn 1916), nicht eigentlich, indem sie seine Aufnahmefähigkeit, seine Weltkenntnis erweiterten, sondern indem sie ihm aus Zeitungen und Parlamentsreden der Entente-Staaten Parallelen zu den Reden eines Demosthenes und seiner Zeitgenossen lieferten. Natürlich mag manches in dem so gezeichneten Bilde stimmen; aber die Tendenz, „die Geschichtslüge Demosthenes" der deutschen Schule der neuen Zeit zum Opfer zu bringen (S. 191), macht eine historische Objektivität nicht gerade wahrscheinlich, die bei Drerup überhaupt, kraft seiner Natur, durch Schlagwörter fürchterlichster Art ersetzt wird, die bald vom „skrupellosen Übermenschentum des Thrasy-

[1]) Bis jetzt 4 Bände: Hermogenes (Rabe); Nikolaus (Joseph Felten) [beides Teubner 1913] und von früher übernommen die Kommentare des Syrian zu Hermogenes (Rabe).

machos“ (das doch eigentlich wahrer, dem Sokrates-Plato unverständlicher, realpolitischer Geist ist) sprechen, bald von Demosthenes behaupten: „Der Körper des konsequenten Wassertrinkers Demosthenes wäre den Attaken des Alkohols und ausschweifender Liebesabenteuer in keiner Weise gewachsen gewesen“ — gleichzeitig identifiziert er die beiden Antiphon immer noch miteinander!

Tragiker und Komiker

Ein sehr reges, fast aufgeregtes Leben herrscht in der Behandlung der Tragödie[1]), nicht besonders in den letzten fünf Jahren, sondern schon seit Dezennien. Nirgends hat es aber auch eine solche Fülle wichtigster Probleme, die einer Lösung ganz nahe sind, ja sie z. T. in den Augen der Unvoreingenommenen schon gefunden haben. Der Ursprung der Tragödie und die Bühnenfrage sind die bekanntesten, eine Unmenge andere schließen sich an. Der Ursprung der Tragödie war in die Hände der Religionshistoriker und Ethnographen gefallen, die ihr Füllhorn von völkerpsychologischen Beobachtungen über sie ausgossen; die Archäologen, unzufrieden, daß sich hier aus den Denkmälern nicht die gleichen schönen Resultate ziehen lassen wollten, wie dies A. Körte und anderen bei der Komödie gelungen war, folgten ihnen nach, vgl. zuletzt noch Margaretha Bieber in dem gleich zu nennenden Aufsatz; auch sie glaubt, auf Grund archäologischen Materials, an die durch einen Menschen repräsentierte Epiphanie des Dionysos. Die verschiedenen Versuche sind gut charakterisiert bei E. Tièche, Der Ursprung der Tragödie (24. Jahrb. d. Vereins schweiz. Gymnasiallehrer 1916). Ja selbst Wilamowitz hat einen Moment der Schwäche gehabt; in seines Sohnes bald zu besprechendem Sophoklesbuch nimmt er aber alles wieder zurück (S. 314). Jetzt glaubt er die Tragödie hervorgegangen aus dem Dithyrambos, den wir jetzt bei Bacchylides kennen lernen. „Tragische Dithyramben hatte Arion in Korinth gedichtet; Athen übernahm diese Gattung der chorischen Poesie[2]). ... In Korinth waren die Sänger *τράγοι, σάτυροι*[3]); in Athen traten an ihre Stelle die jonischen Silene; sie konnten es, weil sie trotz verschiedener Bildung wesensgleich waren. ... Dann scheint der Schluß unvermeidlich, daß

---

[1]) Vgl. Joh. Geffcken, Die griechische Tragödie in: Aus Natur und Geistesw. Nr. 566, Teubner 1918.

[2]) Vgl. zu Arion und Thespis J. M. Stahl (Rh. Mus. 1915); Arion schuf die *τραγῳδία* im alten Sinne (lyrische Tragödie), was man später allgemein Dithyrambus nennt, Thespis den ersten Schauspieler, Phrynichos den iambischen Trimeter. Solon schrieb an der vielbehandelten Stelle *τραγικὴ ᾠδή*, das mußte der Gewährsmann des Johannes im Hermogeneskommentar auf die Tragödie beziehen. Am gleichen Ort stellt O. Hoffmann, Das dorische *α* im Trimeter und Tetrameter der attischen Tragödie die unwahrscheinliche Vermutung auf, daß das rezitative Metrum, also z. B. der trochäische Tetrameter schon in Korinth eingeführt wurde.

[3]) Nicht genug kann auch nachträglich auf die vorzüglichen sprachlichen Untersuchungen Felix Solmsens in den Indog. Forsch. 1912 hingewiesen werden.

das kunstlose Spiel, aus der Ekstase erwachsen, in Arkadien und Korinth und Sikyon und Phleius dasselbe war, aus dem die tragischen Chöre in Korinth, die komischen in Athen erwuchsen.“ In gleichem Geiste, sich stützend auf die vielfältigen Vorarbeiten von Wilamowitz, spricht auch August Frickenhaus, Zum Ursprung von Satyrspiel und Tragödie (Jahrb. deutsch. archäol. Inst. 1917) über diese Frage. Die Satyrn stammen vom Pferde ab, aus dorischen Landen, speziell aus Korinth, eingeführt; dieses war aber wohl nur Übergangsstation; schon vorher sind sie in enger Verbindung mit dem Silen, dem gewaltigen Tänzer, im Gebirge Malea in Lakonien zu finden. Nicht Dionysos ist derjenige gewesen, der sich vom Chore loslöste und ihm gegenübertrat, sondern die lakedämonische Parallelgestalt des arkadischen Pan, eben Silen. „In seinem Kulte haben die Satyrn zuerst getanzt, mit ihm zusammen sind sie auf die Wanderschaft gegangen und haben auch in andern Kulten ihre Kunst gezeigt. Diese sind verschollen bis auf die Nachricht des Herodot, wonach die Sikyonier tragische Chöre zu Ehren des Adrastos veranstalten ließen. Erst Arion hat anscheinend den dionysischen Dithyrambos durch Satyrn singen lassen“ (S. 8). Auch die Fortsetzung will ich hersetzen, da sie kürzer und eindrucksvoller zu resümieren, unmöglich ist: „Wie kamen die Satyrn in das Gefolge des Silen? Es wäre nicht unmöglich, daß dieser in einer sehr frühen Zeit dem Pan oder Hermes ähnlicher war als später. Vielleicht erklärt es sich so auch, daß die alten Jonier die Satyrn als Silene bezeichneten und daß noch der Silen des euripideischen Kyklops recht derbe Züge trägt. Aber im allgemeinen ist der attische Papposilen in Dichtung und Kunst von recht anderer Art als seine Satyrn, obwohl er als ihr Vater bezeichnet wird. Er ist schon frühzeitig der gütige, weise, menschenfreundliche, weltschmerzliche, bis dann die bösen Kinder, mit denen zusammen er stets im Theater sich zeigen mußte, auch seinen Charakter immer mehr verdorben haben.“ Und der Name Tragödie? Der Bock ist niemand anders als Silen. „Der *τράγος* war ursprünglich der musikalische Begleiter seines Chores und wirklich ist ja der Silen in der Sage der berühmte Spieler und Erfinder der Doppelflöte.“ „Der peloponnesische Silen wird noch musiziert haben und erst der Athener Thespis wird es gewesen sein, der ihm die Flöten aus der Hand nahm und ihn selbst sprechen, einen eigenen *αὐλιστής* aber begleiten ließ“ (S. 11).

Einen wichtigen Beitrag zur Entstehungsgeschichte des tragischen Kostüms gibt Marg. Bieber, Die Herkunft des tragischen Kostüms (Jahrb. deutsch. archäol. Instit. 1917). Für den Kothurn war der Beweis geführt, die Verfasserin erbringt ihn jetzt auch für den *χειριδωτὸς χιτών*, daß auch er aus dem Kulte des Dionysos, der ihn selber seit ältesten Zeiten trägt, gekommen ist. Nicht anders die Maske, bei der Aischylos die Umwandlung ins Ernsthafte durch die Bemalung vornahm. „Er verbesserte die aus dem Kulte übernommene Tracht mit Elementen aus der peisistrateischen Festtracht und erhob sie dadurch zu größerer Pracht und Würde. ... Wie er den dionysischen Chiton mit *σύρμα* und

reichen Ornamenten versah, so die Kultmaske mit einem Haaraufbau, der sie größer und feierlicher erscheinen ließ" (S 85).

Was die Entwicklung der Tragödie betrifft, so ist es wiederum eine Schrift von August Frickenhaus, die mit glänzender Methode die Resultate der divergierenden Forschungen der verschiedenen Gelehrten und Richtungen zu einem Ziele zu leiten weiß. Ihm, dem Archäologen, ist das Spiel die Hauptsache. Den ersten Teil des Buches: Die altgriechische Bühne (Straßburg 1917) bildet ein nur skizzierter Gang [dies ist eine Folge der ungünstigen Verhältnisse, unter denen die Schrift entstanden ist] durch die Bühnenbedingungen sämtlicher uns greifbaren antiken Tragödien und Komödien, die in dieser Frage nicht voneinander zu trennen sind. „Besäßen wir bereits eine Geschichte des antiken Dramas, nicht vom Standpunkt der Literatur, sondern von dem des Spieles, so wäre mir der erste Hauptteil erspart geblieben", sagt er im Vorwort. Auch wenn jene vorhanden wäre, würde ein solch' rascher Gang doch von höchstem Interesse sein, schon um in wichtigem Detail die Ansichten des Gelehrten kennen zu lernen. Mit Freuden wird man feststellen, daß er sich rückhaltlos auf den Boden der 1886 zum erstenmal von Wilamowitz vertretenen Theorie stellt, nach der die ältesten vier Stücke des Aischylos (nach Frickenhaus nur drei, der Prometheus nicht mehr) ohne die feste Rückwand der σκηνή gespielt wurde; die Orchestra hatte einen großen Aufbau, ein Podium, auf dem sogar die 50 Danaiden Platz hatten, ja Tanzbewegungen ausführen konnten. Wie das geschah, schildert uns Wilamowitz jetzt in seinen Aischylos-Interpretationen (Weidmann 1914), die er seiner gleich zu besprechenden Ausgabe beigibt und in denen er, z. T. in Wiederholung oder Neubearbeitung früherer Aufsätze, die aischyleischen Stücke in ihrem Bau bespricht. Doch kehren wir zu Frickenhaus zurück. Überreste dieses Podiums blieben in kleinerem Maße auch in späteren Dramen vor der σκηνή bestehen (die häufigen Gräber und Altäre!), und dieses topographische Rudiment mag viel eher zur Ausgestaltung gewisser τόποι der Tragödie beigetragen haben, in denen Religionshistoriker und Ethnographen uraltes Entstehungsgut sehen wollten. Von nun an agieren Chor und Hypokriten auf gleichem Boden — ein Zweifel an dieser Erkenntnis ist glücklicherweise nicht mehr möglich —, die Schauspieler etwas nach hinten, direkt vor der σκηνή. Dann werden die einzelnen technischen Fragen besprochen, die Türen (für die klassische Zeit gibt es deren drei, für Menander nur zwei), die Distegia, das Theologeion, das Ekkyklema, in der prägnanten Darstellung von außerordentlichem Wert. Jetzt erst folgt die bühnentechnische Analyse der einzelnen Stücke. Nach diesem ersten Teil kommt der dem Archäologen wichtigere zweite: Die Bauten. In vorzüglicher Darlegung wird das griechische Theater zeitlich rückwärts verfolgt; Dörpfelds und Puchsteins Verdienste werden fixiert. Die hellenistische Bühne ist die jüngste, die oben auf dem λογεῖον, dem Holzdach des Proskenions, die Schauspieler auftreten läßt; ihre verschiedenen Ausgestaltungen werden festgestellt (Frickenhaus steht also hier durchaus auf der Seite Puchsteins gegen Dörpfeld);

auf diese Bühne wurden die alten Tragödien umgeformt, was hie und da zu Vergewaltigungen führte, schon deshalb, weil jetzt nur noch ein oberes Stockwerk vorhanden war. Während dies Kapitel nur lichtvoll vorgebrachte, hie und da durch neue Beweise gestützte Darlegungen Früherer bringt, ist von evidenter Bedeutung die Behandlung der lykurgischen Bühne. Frickenhaus glaubt, daß diese die attische Tradition insofern bewahrte, als auch sie kein προσκήνιον baute, sondern ihre Schauspieler auf gleicher Höhe mit den Choreuten auftreten ließ, aber in Anbequemung an die sonst sich verbreitende Bauart (eben Schauspielerbühne auf dem Proskenion) vor dem Bühnengebäude einen Bretterboden (Resonanzboden?) aufwies, auf dem die Schauspieler auftraten, den sie nur verließen, wenn sie die Parodoi zu benutzen hatten. Vor dem lykurgischen Theater hatte Athen zwei Bühnen, das Dionysion ἐν ἄστει und das Lenaion; das wichtigere ist, daß Frickenhaus glaubt im ersteren aus den Baufunden eine Umbaute der Orchestra konstatieren zu können, die, vielleicht im Zusammenhang mit einem Einsturz der ἴκρια, gegen 465 eine neue Orchestra schuf, die nun eine σκηνή im Hintergrund hatte und an und für sich auch kleiner war, weil ja die Choreutenzahl von 50 auf 12 resp. 15 gesunken war. Darin weicht Frickenhaus aufs stärkste von den Untersuchungen von Noack (Σκηνή τραγική, Tübingen 1915) ab, der, angeregt von Wilamowitz' Aischylosbuch, dessen Ergebnisse archäologisch zu bestätigen versucht, auch, trotzdem seine Haupttheorie unhaltbar zu sein scheint, im einzelnen viel Wertvolles bringt. Zum Schluß gelangt Frickenhaus nun also zu dieser ältesten Bühne mit dem Chorpodium, das — eine bestrickende Hypothese — nichts anderes sein soll als die vielgesuchte Thymele.

Man verläßt dieses Buch mit dem Gefühle, daß es den Ausgangspunkt neuer bedeutsamer Forschung sein werde. Nun ein paar Worte über ein Werk, das nach seinen Einleitungsworten und dem Titel ähnlichen Zielen zuzustreben scheint und sich schon seines Umfanges wegen nicht gut verschweigen läßt, obgleich es, milde gesagt, als höchst unglücklich zu bezeichnen ist, Eugen Petersen, Die attische Tragödie als Bild- und Bühnenkunst (Bonn 1915). Dieses Werk will „ein lebendiges Stück Kunstgeschichte" bringen, da „die Tragödie nicht als Lesewerk genossen werden, sondern als leibhaftige und lebensvolle Handlung vor unserm geistigen Auge stehen soll". Ein äußerst einleuchtendes Programm — nur leider versteht Petersen etwas ganz anderes darunter als wir erwarten. In sehr breiter und ermüdender Ausführung, die mit unnötiger Polemik gegen alle Seiten durchsetzt ist, sucht er eine objektive Darstellung der griechischen Tragödienentwicklung zu geben, worunter er eine von der Weltanschauung der einzelnen Dichter, auf die man sonst so viel Gewicht lege, fast befreite „organische Evolution" versteht, nicht nur analog, sondern innerlichst und notwendig verbunden und einig mit der Geschichte der eigentlichen bildenden Kunst; ist die Tragödie doch eben Bühnenbildkunst. Die Einzelausführungen, die sich in die vier Abteilungen scheiden 1. Die Personen, 2. Die Handlung, 3. Die Umwelt, 4. Die äußere Darstellung

geben nun nichts anderes als eine Dramaturgie oder sogar Poetik der antiken Tragödie, etwas an und für sich höchst Erstrebenswertes, das zwar der deutschen Philologie ferner liegt, wozu aber Franzosen und Engländer schon vorzügliche Beiträge geliefert haben. Wenn diese Versuche nicht von bleibender Wirkung gewesen sind, so liegt das in unserer stetig wandelnden Ansicht vom Wesen des Kunstwerkes begründet, die eben doch vom Geschmacke des Tages abhängig ist. Immerhin waren dies Leute, die den Geschmack ihrer Zeit repräsentierten, was von Petersen, der in reaktionär-klassizistischen Vorstellungen, überhaupt Ansichten von vorgestern befangen ist, nicht gelten kann. So besteht das Ganze aus einem endlosen Aneinanderreihen ästhetischer Gemeinplätze wie etwa: „In Wirklichkeit ist der Chor menschlich reifer als Agamemnon, tiefer, echter auch seine Frömmigkeit. Dieser Widerspruch ... erklärt sich zum andern Teil aus dem Nationalen: der Athener sah das Königtum als die den Asiaten und Barbaren angemessene und natürliche Staatsform an; nicht ebenso für die Griechen. Deshalb ist ihm ein Herrscher, der nicht ... mit und nach dem Willen des Volkes regiert ... kein Weiser." Dabei ist das Peinliche, daß diese Phrasen Einfluß bekommen auf wissenschaftliche Tatsachen, die, Ergebnisse mühsamer Forschungen, mit einer Handbewegung erledigt werden, gleich peinlich, ob es glücklicherweise Feststehendes wie den Hauptpunkt der dörpfeldschen Theatertheorie und die Unechtheit des Schlusses der Sieben gegen Theben betrifft oder nur Wahrscheinliches, mit unserm Material nicht sicher zu Entscheidendes, das aber auf alle Fälle nicht vagen Theorien zum Opfer fallen darf, wie die Festlegung des *Πυρφόρος* als 3. Stück der Prometheustrilogie und des euripideischen Herakles vor den Trachinierinnen.

An dauerndem Gewinn wird von diesem Buche nichts bleiben weder im Leser noch in der Wissenschaft. Als Gegenpole, zu zeigen, was man auch jetzt noch oder jetzt erst recht, rein interpretierend diesen vielbehandelten Stoffen abringen kann, wende ich mich zu zwei vorzüglichen Darstellungen, zum zweiten Teil von Carl Roberts schon erwähntem Oidipusbuch und zum nachgelassenen Werke Tycho von Wilamowitz', des im Kriege gefallenen Sohnes des großen Gelehrten, Die dramatische Technik des Sophokles (Philolog. Unters. Bd. 22, Weidmann 1917). Beide interpretieren Tragödien. Robert als glänzender Vertreter alter Philologenmethode, gleichmäßig das literarische wie das archäologische Material beherrschend, reiht die Literaturwerke in die von ihm behandelte Sage ein; dadurch gewinnt Verlorenes Leben, unverstandene Anspielungen erhalten Inhalt und Verständnis, Unbemerktes wird bedeutungsvoll. Mit ausgesprochener Abneigung gegen alles nicht ganz Verständliche wird das Vorhandene befragt nach dem Verlorenen; diesem in erster Linie kommt die Robertsche Arbeit zugute. Die verlorenen Stücke wachsen neu wieder hervor; Worte, die man bisher nicht bemerkt oder nicht verstanden, werden dem, der die ganze Sage überschaut, Fingerzeige für das, was der Dichter voraussetzt, was er vorher gebracht hat oder nachher bringen will. Die Kon-

sequenz, die hier vom Dichter verlangt und erwartet wird, ist nun aber gerade das Gefährliche. Sie ignoriert die Konventionalismen des Dramas, die, wie wir vorher sahen, schon in der Bühnenausstattung ihren Grund haben können (worauf auch Tycho von Wilamowitz aufmerksam macht, indem er den Schluß der Elektra durch das Ekkyklema bedingt sein läßt); sie ignoriert aber auch die dramatische Technik des einzelnen Dichters. In dieser Hinsicht ist das Buch des jungen Wilamowitz eine Tat. Viele werden es vielleicht, wie ich, mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand nehmen; sie werden, wie ich, dies Mißtrauen ablegen müssen, denn den Diskrepanzen in der Behandlung, deren Ursachen der Herausgeber verständlich macht, Nachsicht zu tragen, wird man als selbstverständliche Anstandspflicht empfinden. Von Mißtrauen spreche ich deshalb, weil solche Arbeiten, wie schon gesagt, uns fremd sind, da sie über die Realität des Kunstwerkes hinaus in das Gebiet der Literaturwissenschaft sich erstrecken; auch weil sie gar leicht zu Theorien führen, die bei der Armseligkeit des Materials auf antikem Gebiete aufzustellen, nicht erlaubt ist — der Verfasser dieser Berichte ist sich selber einer Jugendsünde in dieser Richtung wohl bewußt. Dies neue Buch nun aber versteht es so geschickt, dies transzendentale Ziel, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit der guten philologischen Arbeitsweise zu verbinden, daß man in seinen Bann gezogen wird. Feinsinnig werden die Fäden bloßgelegt, so ruhig, daß man anfänglich alles für selbstverständlich erachtet, bis man sich urplötzlich der Erweiterung seines Verständnisses bewußt wird. Vor allem aber tritt nach und nach die einzigartige dramatische Technik des Sophokles, ohne daß viel abstrakte Worte gemacht werden, scharf hervor, diese Technik, die nur auf den Moment, die Augenblickswirkung eingestellt ist und mit Seelenruhe Personen opfert, Situationen verleugnet, die er von der Spannung des Zuschauers vergessen wissen darf; die auch die, rationalistisch nachgedacht, unmöglichsten Situationen erfindet, um der Wirkung willen. Ich will beispielshalber den zweimaligen Besuch der Antigone beim Leichnam herausgreifen mit all den Seltsamheiten, die damit zusammenhängen, wie das Verhalten Kreons, der trotz seines Verdachtes auf die Wächter, die von Theben aus bestochen sein sollen, sie nicht fortnimmt, sondern „ihnen unter den furchtbarsten Drohungen befiehlt, als Beweis ihrer Unschuld ihm den Täter zu schaffen, obwohl niemand weiß, wie das möglich sein soll und er sie selbst für die Täter hält". Der Grund, warum der Dichter die Handlung Antigones in zwei zerlegt, ist der, daß „die Wirkung des Sieges der Antigone über Kreon ausgelöscht wäre, wenn man davon erst erführe, als man sie selbst gefangen und dem Tode verfallen vor sich sieht". Derartiges ist sehr vieles bei Sophokles. Aus solchem Verstehen erwächst eine Kenntnis des Möglichen, eine Interpretationsgabe, die auch dem Einzelwerk dienstbar wird und darum auch dem der Hauptproblemstellung des Buches nicht geneigten Philologen Eindruck machen wird. Man sieht es deutlich, wie auch des Verfassers Vater in dem zur Vervollständigung angehängten Schlußkapitel über

den Oidipus auf Kolonos davon lernt, wenn er auch weniger geduldig als sein Sohn, belastet mit seinen großen Kenntnissen und seinem Temperament, den Leser mehr aufrüttelt als eigentlich leitet.

Ich nahm dieses Buch voraus, weil es ein prinzipielles ist, wiewohl es nur Sophokles behandelt. Ich wende mich nun zu den einzelnen Tragikern.

Das große Ereignis ist die Aischylosausgabe von Wilamowitz [1]), Standartausgabe für Generationen (Weidmann 1914; ed. minor Weidmann 1915), die reife Frucht seiner vieljährigen Beschäftigung mit dem Dichter. Der Rohbau der Textgeschichte ist gegeben seit Wilamowitz im Herakles die Alleinherrschaft des M beseitigt hat. Man weiß jetzt, daß die verschiedenen Codices auf einen Archetypus des 9. Jahrhunderts zurückgehen, der seinerseits wieder eine Abschrift einer Handschrift des 6. Jahrhunderts ist, die in Majuskeln geschrieben war. Natürlich verfolgt Wilamowitz sorgfältig den Text weiter zurück und sucht in den verschiedenen Perioden die Fehlerquellen und Fehlerarten zu eruieren (vgl. außer der Praefatio Sitzb. Berl. Akad. 1913). Auf Grundlage dieser Erkenntnis schafft er einen Apparat, der natürlich nur eine sinnvolle Auslese in Lesungen und Konjekturen bietet, die man sich bei diesem Träger der Subjektivität wohl gefallen lassen kann. Über dem Apparat finden sich die Numeri und Testimonia und — etwas Neues bei Textausgaben — kurze szenische Bemerkungen, die (wie auch einzelne Winke im Apparat) zugleich interpretieren und das Stück in Aktion vorführen wollen, ähnlich wie dies Leo im Plautus gemacht. Zur Unterstützung dient dann der beigegebene Band der Interpretationen (Weidmann 1914). Neben dem Hauptziele der Interpretation, die zu einer wirklichen Führung durch die sieben Stücke wird, der Untersuchung der Stoffe und der Einzelerklärung schwieriger oder besonders verdorbener Stellen, fällt natürlich, wie immer bei Wilamowitz, ungeheuer viel Nebenwerk ab, das z. T. freilich die wichtigsten Fragen berührt, so gleich am Anfang über die Teile der Tragödie und Komödie [2]), dann über die Tetralogie (S. 186), dann das großartige Schlußkapitel über das Leben des Dichters, das mit allen Registern der Altertumswissenschaft arbeitet, und dazu Neuauflagen jener vielbehandelten Einzelprobleme, die Wilamowitz selber schon bis dorthin gefördert, von wo er jetzt ausgeht: Der Hiketidenprozeß, die Wege der Io, der Schluß der Sieben [3]), der Stimmstein der Athene. Man geht aufs höchste belehrt von dem Buche weg — freilich die ruhig geförderte Einfühlung in das Wesen des Dichters, die man der natürlich so viel weniger bedeutenden Arbeit des Sohnes verdankt, die will sich nicht einstellen.

Für Sophokles und Euripides bewegen sich die Arbeiten in den alten Geleisen; hervorheben will ich, daß aus der Schneidewin-

[1]) Auch O. Schröders Aeschyli cantica sind 1916 in 2. Auflage erschienen.

[2]) Gute Bemerkungen dazu bei Radermacher in der Besprechung des Wilamowitzschen Buches (Zeitschr. österr. Gymn. 1916).

[3]) Vgl. dazu auch P. Corssen, Der Schluß der Ἑπτά (Sokrates 1915).

Nauckschen, der besten kommentierten Sophoklesausgabe 1913 der Aias, 1914 die Trachinierinnen, beide herausgegeben von Radermacher, 1913 die Antigone besorgt von E. Bruhn erschienen sind. Vor allem sind es natürlich immer noch die Ichneuten, die das Interesse der Gelehrten wach hielten, ohne daß sich die Richtung, die etwa Wilamowitz und Robert der Forschung gegeben, in der Berichtsperiode (in aller neuester Zeit ist das dann anders geworden) verändert hätte [1]). Aus den Sophokles-Arbeiten will ich nur die Studien von Henr. Sieß (Wiener St. 1914 und 1915) hervorheben, der auf Grund sprachstatistischer Untersuchungen und solcher des Enjambements der Verse zu folgendem Ergebnis kommt; ich nenne nur die Gruppen, denn die Auflösungen derselben gehen so wie so zu weit. Älteste Gruppe: Antigone, Aias, Trachinierinnen (!), Mittelzeit: Elektra, späte Gruppe: Oidipus König, Oidipus auf Kolonos, Philoktet. Die Stellung der Trachinierinnen genügt meines Erachtens, um die Methode zu diskreditieren.

Für Euripides ist ebenfalls die Ernte gering. Sehr hübsch ist die große Studie von A. E. Phoutrides, The chorus of Euripide (Harvard studies 1916), die eine Menge gewaltsamer Behauptungen über Änderung und Niedergang der Chortechnik beseitigt. Auf Verralls schönes Buch Euripide the rationalist sei bei Gelegenheit einer Neuauflage (1914) wieder hingewiesen. E. Bethe versucht sich (Sitzb. sächs. Akad. 1918) an der Medea, deren ursprünglicher Fassung er die Aigeusszene nehmen will; dadurch soll auch der Medeamonolog (1019—1080) erklärt werden, der wegen der Aigeusszene eingeschoben wurde. Ursprünglich sollten die Kinder durch den Tod nur den Korinthern entzogen werden. Erst als die Kinder ja auch mit ihr dank dem versprochenen Asyle hätten fliehen können, ersann sie ihre Ermordung, um Iason zu treffen!

Die Komödie, die vor 20 Jahren in voller Diskussion stand, ist seitab gerückt, schon deshalb, weil ihre jüngste Ausgestaltung, die des Menander, durch die neuen Funde stets aller Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Genesis und Entwicklung, Kostüm und Bau sind bis zu einer relativen Sicherheit gefördert, die vielleicht erst durch Abbröckeln gewisser allzu „litterarhistorisch" und theoretisch erschlossener Tatsachen zu neuem Leben erwachen kann. So sind die Arbeiten verzettelt; ich greife heraus, was mich daran interessiert hat.

Was die alte Komödie betrifft, so ist die Arbeit Hans Oellachers, Zur Chronologie der altattischen Komödie (Wiener Stud. 1916) für die Didaskalien von großer Bedeutung. Oellacher scheint es effektiv zu gelingen, den Nachweis zu führen (gegen Jachmann), daß in den didaskalischen Inschriften (im Gegensatz zu den offiziellen Fasten) nicht der Name des διδάσκαλος, sondern der des Dichters stand, mit andern Worten, daß sie von der literarhistorischen Forschung ins Leben gerufen waren, und daß darum z. B. auch der Name des Aristophanes im Zusammenhang mit dem Babylonioi zu ergänzen ist;

[1]) Vgl. z. B. K. Münscher (Rh. Mus. 1914), der sie auf 468—456 datiert.

ja dadurch ist die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit natürlich gegeben, daß in viel mehr Fällen als wir bisher, durch die Didaskalien gehemmt, annahmen, Dichter und διδάσκαλος voneinander verschieden sind.

Ein Versuch Ed. Fränkels (Sokrates 1916), den Agon der Frösche dem δρᾶμα ἀναδιδαχθέν zuzuschreiben, ist energisch abzuweisen.

Kratins Δραπετίδες kann R. H. Tanner (Class. Phil. 1916) mit guten Gründen als zeitlich abhängig vom Volksbeschluß für die Beitragsleistungen an Eleusis erweisen, den er seinerseits auf 443 fixiert.

Sehr wichtig ist Christian Jensens Artikel über die Demen des Eupolis (Hermes 1916). Jensen hat die Papyrusblätter neu lesen können und veröffentlicht sie nun, stark abweichend von den Lesungen Lefèbvres (1911). Das Verständnis wird wesentlich gefördert, wenn wir auch den Bau des ganzen Stückes immer noch nicht erschließen können, wie das eben im Wesen der alten Komödie begründet ist.

Das Hauptinteresse konzentriert sich natürlich auf die neue Komödie; freilich ist ja noch sehr viel zu tun an Lesung, Ergänzung und Herausarbeitung der Stücke. Auf allen diesen Gebieten ist auch viel geschehen. Jensen hat die Papyri noch einmal gelesen (Hermes 1914); seine Lesungen benutzte dann S. Sudhaus († 1914) in der 2. Auflage seines Menander in den kleinen Texten (Nr. 44—46, Bonn 1914). Es ist für den Augenblick die maßgebende Ausgabe; begründet hat er seine Auffassung in seinem Büchlein Menanderstudien (Bonn 1914; man vergleiche die großangelegte, gegen Sudhaus' Vorgänger stark ungerechte Kritik von C. Robert in den Gött. gel. Anz. 1915). Natürlich ist die Forschung auf diesem Punkte nicht stehen geblieben; schon 1914 ist Robert im Hermes zu neuen Resultaten über die Epitrepontes gekommen, weitere Untersuchungen schließen sich an; ich hebe hervor Eduard Schwartz (Hermes 1915 und Beilage zu Frickenhaus, Die altgriechische Bühne S. 89) und zur Samia Wilamowitz (Sitzb. Berl. Akad. 1916), zum Μισούμενος derselbe (Sitzb. Berl. Akad. 1918) und Grenfell (Oxyrh. Pap. XIII S. 45). Nach und nach melden sich nun auch Aufsätze über Menander[1]), die einen gegebenen Text voraussetzen. Bedeutsam ist eine amerikanische Dissertation von D. B. Durham, The vocabulary of Menander (Diss. Princeton 1913), die die nichtattischen Elemente, die Vorläufer der κοινή, im Sprachgebrauch Menanders aufspürt. Zur Onomatologie Menanders spricht ausgezeichnet F. Poland (N. Jahrb. kl. Alt. 1914); er weist auf die Stabilität in der Namengebung des Menander (und des Terenz) gegenüber Plautus hin. Wohl kann man nach dem Namen auf Stand und Alter der Person schließen, aber eine Charaktereinheit wird durch den Namen nicht gegeben; die Varianten sind zu wundervoll mannigfaltig. Es gehörte zur Kunst Menanders, „daß er sich in einer Äußerlichkeit wie der Namengebung beschränkte, um dann die Zuhörer um so sicherer immer wieder durch neue, unerwartete Züge seiner Gestalten zu überraschen“ (S. 593); etwas Ähnliches ist mit den Motiven der Handlung der Fall.

[1]) Das Menanderporträt und sein Äußeres bespricht F. Studniczka in den N. Jahrb. kl. Alt. 1918.

Die Philosophen

Noch nie hat die griechische Philosophie eine solche Rolle im Rahmen der Altertumswissenschaft gespielt wie jetzt; es mag dies auf den Einfluß von Hermann Diels zurückzuführen sein; auch die stark bemerkbaren Wandlungen in den Interessen innerhalb der Philosophiegeschichte repräsentiert dieser hervorragende Gelehrte durch seine eigene Tätigkeit. Während früher, so lange die Hauptarbeit noch in den Händen der Philosophen lag, nur die philosophischen Probleme der Gegenwart in der Antike gesucht wurden[1]), während früher von den Philologen hauptsächlich solche Geister sich der Philosophiegeschichte zuwandten, die die Bande des strengen Faches irgendwie sprengen wollten, so daß Pythagoras und Heraklit, Epikur und die Neuplatoniker zu den Lieblingen gehörten, so daß man die jonische Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik entstehen ließ (Joël) oder das Ideal der innern Freiheit zur Basis der Lebensauffassung der griechischen Philosophen machte (Heinrich Gomperz, 2. Auflage Jena 1915), so hat neuerdings die Einverleibung in die philologische Fachtradition und ein gewisser Hang der jetzigen Philologen zum Realismus die Geschichte der antiken Philosophie stark an eine solche der antiken Wissenschaft überhaupt angenähert. Sobald man sich die Philosophen nicht mehr als Studierstubenschwärmer vorstellt, sondern sie in Schule und Jünger hineinversetzt, muß sich ihr Interessekreis über ihr System gleichsam auf die Universalität der Wissenschaften erweitern. Jetzt sieht man die Ausgangspunkte der jonischen Philosophie in naturwissenschaftlichen Interessen; jetzt rücken Technik, Mathematik, Medizin in den Mittelpunkt philologischer Teilnahme; vom Zusammenhang mit der Mystik will man nichts mehr wissen (Reinhardt s. u.; Pythagoras wird lieber zum reinen Religionsmann verflüchtigt, der Zusammenhang mit den wissenschaftlich orientierten Pythagoreern lieber geleugnet, als daß man in ihm wie früher eine religiös-wissenschaftliche Mischfigur anerkennen würde). Diese neue Einstellung kann natürlich auch dem Orient eher geben, was ihm gehört; daß die Griechen Sternbilder und astronomische Berechnungen dorther bezogen, dagegen wehrt sich kaum mehr jemand, der einer Übernahme orientalischer Mystik oder Weltanschauungslehre durchaus skeptisch gegenüber gestanden wäre. An Stelle der verschwommenen Typen wie Pythagoras oder Heraklit tritt entweder der zum reinen Logiker gestempelte Parmenides (von dem dann die zweideutigen Erscheinungen wie Heraklit und Xenophanes abhängig sind [Reinhardt]) oder vor allem Anaximander, der Naturforscher[2]). Mit

[1]) Bewußt tut dies wieder, als Opposition zur jetzigen geschichtlichen Methode R. Hönigswald, Die Philosophie des Altertums, München 1917; eine Geschichte etwa der philosophischen Entdeckungen, wie Aristoteles in der Metaphysik sie geben wollte.

[2]) Wie ein Rudiment aus alten Zeiten mutet es an (obgleich sicher viel Berechtigtes in der Anschauung liegt), wenn J. Dörfler, Über den Ursprung der Naturphilosophie Anaximanders (Wien. Stud. 1916) das System Anaximanders aus mehreren Kosmogonien herleitet.

seinem Namen beginnen fast alle die zahlreichen Untersuchungen über die Entwicklung bestimmter (natur)-wissenschaftlicher Begriffe und Methoden. Hermann Diels geht auch hier an der Spitze, schon in der Weite der Interessen; sein Büchlein „Antike Technik“ (Teubner 1914; 1. Aufsatz „Wissenschaft und Technik bei den Hellenen“, auch N. Jahrb. kl. Altert. 1914) ist ein glänzendes Beispiel, wie weit sich der Philologe auf dem Gebiete der Einzelwissenschaften wagen kann — wenn er eben der Mann dazu ist. Von sonstigen Arbeiten sind mir als wertvoll aufgefallen: F. Boll, Astronomische Beobachtungen im Altertum (N. Jahrb. kl. Altert. 1917), K. Friedländer, Die Anfänge der Erdkugelgeographie (Jahrb. deutsch. archäol. Inst. 1917); besonders interessant für Platon (Phaidon), der „den jugendlich kühnen Versuch macht, das Erdbild der Jonier auf die Kugel des Parmenides und der Pythagoreer zu legen“ (S. 108), W. Capelle, Berges- und Wolkenhöhen bei griechischen Physikern (V. Heft der Stoicheia, Teubner 1916).

Die Mystik und Orphik ist also momentan außer Kurs. Ich wüßte keine irgendwie weittragende Arbeit, die sich mit ihr beschäftigte, zu nennen; die Blütezeit, die sie in den Händen der Religionswissenschaftler erlebte, ist nun auch vorüber. Erwähnt werden mag, daß die hochbedeutsamen Goldplättchen mit orphischen Inschriften, die man hauptsächlich auf dem Boden von Thurii gefunden hat, von Alex. Olivieri in den kleinen Texten (Nr. 133) veröffentlicht wurden (1915).

Auf dem Gebiete der vorsokratischen Philosophie herrschte seit vielen Dezennien ein ruhiges Treiben stets in der gleichen Richtung. Grundlegendes ist seit Zeller nicht geändert, vieles tiefer erfaßt, vor allem die Totalität der einzelnen Philosophenpersönlichkeiten, die bei Zeller hinter ihren εὑρήματα noch etwas zurücktrat, gerundet und in festen Boden gepflanzt worden; der oben geschilderte realistische Zug verschob zwar die Akzente, aber änderte am Prinzipiellen nichts. Irgendwelche Sturmzeichen waren nicht vorhanden. So muß das Buch von Karl Reinhardt, Parmenides und die Geschichte der griechischen Philosophie (Bonn 1916) einen wahrhaft revolutionären Eindruck machen. Dies Buch ist sicher die interessanteste Erscheinung der ganzen Berichtsperiode. Obgleich ich, wie ich sogleich darlegen werde, seine Hauptergebnisse für unrichtig halte, so ist es doch durchaus kein Blender, vielmehr ist es methodisch vorbildlich und meisterhaft in der Interpretation; aber, ein Ausdruck der philologischen Arbeitsweise, es ist zu weitgehend darin, wieviel es vom geschichtlichen Material für logisch erschließbar hält und setzt an Stelle des wenigstens seit Aristoteles Überlieferten (der im schlimmsten Falle, d. h. wenn ihm alle historischen Zeugnisse fehlten, gleich arbeitete wie wir; aber mit viel reicheren und vollständigeren Texten), ja sogar des von Platon Festgestellten (so bei Heraklit und den Herakliteern) nach der Wahrscheinlichkeit Erschlossenes; gewiß sollen wir die aristotelische und nacharistotelische Geschichtsfixierung mit kritischem Auge betrachten, und, wenn der Wortlaut der Fragmente gegen jene spricht, vor allem in der Auffassung der Lehre, so soll sie unrecht haben, gewiß „war es ein

schwerer und verhängnisvoller Fehler der Zellerschen Philosophiegeschichte, daß sie es vorzog, sich die Wahrheit, formuliert und gedeutet, aus den Angaben des Aristoteles zu holen statt sie aus den Fragmenten selbst durch unbefangene Interpretation herauszuarbeiten“ (S. 168), gewiß müssen wir scheiden lernen zwischen antiken Auffassungen und antiken Zeugnissen (S. 100); aber aus methodischen Erwägungen heraus die διαδοχή zu ändern, halte ich für sehr gefährlich, denn die Vielfältigkeit menschlicher Entwicklung ist so nicht zu erschließen; ja selbst innerhalb der einzelnen Weltanschauung, selbst gegenüber ihrem literarischen Niederschlag ist die höchste Vorsicht gegen allzu logisches Entwickeln am Platz, weil wir ständig Gefahr laufen, von einem nicht erkannten Zufall, einem Einmaligen genarrt zu werden. Daß im Grunde unausgesprochene Aversionen gegen die bisherige Auffassung mit eine Rolle in dem Versuche einer Neuorientierung spielen, habe ich in der Einleitung zu diesem Abschnitte gesagt: Unklare Verhältnisse und unklare Menschen werden nicht gewünscht; zwar wird immer wieder verstandesgemäß betont, daß Parmenides mit großer Mühe an den ersten Begriffsbildungen sich versuche, daß er Naturwissenschaft gebe, wo er Logik meine, aber dabei außer acht gelassen, daß er damit sich eben als Physiker fühlt, weil er die beiden Sachen vermengt, und daß er dadurch zu Polemiken sich gezwungen fühlen mußte gegen Ansichten, die ihn eigentlich gar nicht trafen. Im Grunde genommen sind die Verschiebungen in der Aufeinanderfolge aber gar nicht die Hauptsache in diesem Buche; das sind Übertreibungen, die sich durch die Zeit erledigen werden. Wichtig ist das neue Verständnis des Gedichtes: zum ersten Male ist das Verhältnis der beiden Teile, der ἀλήθεια und der δόξα, richtig gesehen; der Doxateil erscheint nun erst durch die einzig mit den Sprachregeln übereinstimmende Interpretation des χρῆν in neuem Lichte; der ganze Bau des Werkes, seine Kunst, seine Tendenz, die formelle Verwandtschaft mit andern zeitlich nicht fern stehenden Schöpfungen des corpus Hippocr. werden einleuchtend herausgearbeitet. Aber die drei Wege scheinen mir falsch zu sein; ich glaube immer noch, daß der dritte Weg nicht etwas als möglich erdachtes, sondern etwas Gewesenes, eine philosophische Theorie ist, eben Heraklit. Hier scheint mir W. Kranz, Über Aufbau und Bedeutung des parmenideischen Gedichtes (Sitzb. Berl. Akad. 1916) das Richtige behauptet zu haben, indem er auch die engen Beziehungen zwischen Proömium und Hauptteil mit seinen zwei Wegen, vor allem durch stetige Parallelsetzung zu Herod, schön hervorhebt. So ist mir, trotz der blendenden Beweisführung mit Gorgias, Parmenides kein Verkünder der Relativität, Epicharm nicht von ihm abhängig. Heraklit noch viel weniger. Anders steht es mit Xenophanes, wo ja auch erst nach Theophrast die Diadoche sich im Sinne der üblichen Auffassung bildete. Das glänzende Xenophaneskapitel, das die Figur des Rhapsoden und seine soziale und ethische Stellung vorzüglich schildert, hat mich auch ohne dies zur Überzeugung gebracht, daß auf alle Fälle vieles für eine Abhängigkeit des Xenophanes von Parmenides spricht, indem jener seinen θεός an

die Stelle des parmenideischen ὄν schob. Auch die Weltverbrennung bei Heraklit gebe ich preis; nicht aber den Fluß der Dinge; da ist mir Platon davor. Zwischen diesen Hauptproblemen ist nun eine Menge von kleinen Bemerkungen, Fortschritten und Winken, die aufs tiefste anregen; hervorragend ist z. B. die kurze Behandlung der Herkunft der Heraklitzitate bei Hippolytos u. a. m. Ein ganz ausgezeichnetes Buch!

Das Interesse für die Wissenschaftsgeschichte zeigt sich aber vor allem in der Arbeit an der antiken medizinischen Literatur, im besondern an Hippokrates; Zentrum dieser Arbeit ist ja das Corpus. Dieser grandiose Plan hat natürlich durch den Krieg eine empfindliche Störung erfahren; 1914 und 1915 konnten noch zwei Bände Galenkommentare zu einzelnen Hippokratesschriften herauskommen; Vorarbeiten zu weiteren Galenkommentarbänden erschienen von Helmreich (Sitzb. Berl. Akad. 1917) und Ernst Wenkebach (Abh. Berl. Akad. 1917 und 1918); die erste dieser beiden Publikationen Wenkebachs enthüllt einen pseudogalenischen Kommentar zu den Epidemien als eine Fälschung um das Jahr 1600, die zweite weist eindringlich auf die Bedeutung der arabischen Überlieferung hin. Die Hippokratesbriefe und ihr Verfasser (erstes nachchristl. Jahrhundert) erscheinen durch neue Handschriften in neuer Beleuchtung durch Diels (Hermes 1918). Zu Erotian sind von Nachmanson vorbereitende Studien (Upsala 1917) und eine vorläufige Ausgabe in der collectio scriptorum veterum Upsaliensis erschienen (Gotenburg 1918). Zu Hippokrates selber ist also noch ein weiter Weg; wie weit er noch ist, zeigt Helmreich (Abh. Berl. Akad. 1918), indem er nachweist, daß für den Galentext seinerseits wieder wertvolle Hilfe bei Meletius (zw. 600 und 800) geholt werden kann und muß. Was die Verarbeitung des Materials der Hippokratessammlung betrifft, so verweise ich speziell auf die gute Dissertation von F. Willerding (Göttingen 1914), die den Einfluß des Empedokles und Diogenes von Apollonia auf die Mediziner des 5. Jahrhunderts feststellt. Außerhalb des Corpus erschien als Marburger Dissertation (1915) Galen περὶ χρείας ἀναπνοῆς von R. Noll; H. Schöne fördert (im Rhein. Mus. 1916) den Text von περὶ τοῦ παρ' Ἱπποκράτει κώματος. 1914 erschien auch der Schlußband des Dioskorides von M. Wellmann, der Vorgänger würdig; neben Buch V der ὕλη ἰατρική und der Schrift περὶ ἁπλῶν φαρμάκων (vgl. Wellmann, Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin [Weidmann 1914]) enthält er die Fragmente des Krateuas und Sextius Niger, sowie die Indices.

Vielleicht darf ich hier gleich noch anführen, was ich an Arbeiten über die antike Mathematik gesehen habe. Vom Euklid ist 1916 der 8. Band erschienen, enthaltend die Phänomena und die scripta musica (besorgt von Menge), sowie die Fragmente (besorgt von Heiberg). Von Heron, den A. Stein im Hermes 1914 aufs Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. verlegt, ist Band V erschienen (1915), herausgegeben nach den Vorarbeiten W. Schmidts durch Heiberg. Außerhalb der Teubnerausgabe veröffentlichen die Belopoiika griechisch und deutsch H. Diels und G. Schramm (Abh. Berl. Akad. 1918).

Doch kehren wir in den Gang der griechischen Philosophie zurück. Auch die Sophisten erfreuen sich, als Einzelwissenschaftler, als Begründer der Geisteswissenschaften, stets großer Aufmerksamkeit. Der Versuch H. Gomperz' (1912), sie zu reinen Vertretern des Bildungsideales des εὖ λέγειν zu stempeln, hat glücklicherweise keine weitern Folgen gehabt dank der ziemlich einstimmigen Ablehnung, die er bei seinem Erscheinen fand. Jetzt bemüht man sich vor allem, die Sophisten als Lehrer der Einzelwissenschaften zu schildern, sie in die Geschichte der Pädagogik einzuordnen. Eine recht gute Zusammenfassung gibt C. P. Gunning, De sophistis Graeciae praeceptoribus (Diss. Amsterdam 1915). Sehr bedeutsam ist der Artikel von A. Brinkmann, Die olympische Chronik (Rh. Mus. 1915). Mit ausgezeichneter Beweisführung, vor allem mit Namenuntersuchungen, wird die Echtheit auch des ersten Teiles dieser wichtigen Urkunde festgestellt und Hippias gegen den Verdacht, nach Gutdünken die ältesten Teile selber fabriziert zu haben, verteidigt; er war schon ein Sammler im aristotelischen Sinne. Das bedeutsamste Ereignis ist aber ein Papyrusfund. Oxyrh. Pap. XI 1364 enthält größere Fragmente aus Antiphons Schrift περὶ ἀληθείας (verbessert veröffentlicht von Diels [Sitzb. Berl. Akad. 1916] vgl. denselben. Ein antikes System des Naturrechts [Intern. Monatsschrift 1916] und H. v. Arnim, Gerechtigkeit und Nutzen in der griechischen Aufklärungsphilosophie [Frankfurter Universitätsreden 1916 V]). Mit Entzücken hören wir da, ganz im Stile, den wir erwartet haben, in kurzen antithetischen oder sonst künstlichen Satzgebilden das klare und freie Bekenntnis zur φύσις gegenüber dem νόμος der Menschensatzungen im weitesten Sinne; ohne jene kraftmeierischen Exzesse, wie sie die Abneigung Platons dem Thrasymachos in den Mund legt; auch ohne Verneinung der Notwendigkeit des νόμος, dessen Berechtigung er ja, wie es scheint, in der zweiten Hauptschrift περὶ ὁμονοίας (vgl. Wilamowitz, Aristoteles und Athen I S. 173) vertreten hat.

Gesamtdarstellungen des Wirkens und Lehrens des Sokrates, denen man früher eher ängstlich aus dem Wege ging, werden jetzt häufig und werden noch häufiger werden aus begreiflichen Gründen; weder das xenophonteische Sokrategerippe noch der zu Formeln destilierte Sokrates des Aristoteles allein oder mit dem ersteren in Verbindungen waren geeignete Stützpunkte einer Charakterisierung; jetzt, wo die Stimmung sich durchsetzt, den echten Sokrates in den frühen Schriften Platons zu sehen, ist einem ja die Zeichnung bis ins einzelne schon abgenommen. Das soll durchaus keinen Vorwurf bedeuten, denn die stets wachsende Erkenntnis, wie sehr der platonische Sokrates der ersten Dialoge ein eigenartiges Wesen von Fleisch und Blut ist, wie sehr dieses Sokratesbild moralische und dialektische Schwächen an sich trägt, die trotz des enkomiastischen Gesamteindruckes ihm doch zur menschlichen Rundung verhelfen, wie sehr auch die wissenschaftliche Literatur, die Platon durch diese Dialoge eine bestimmte Lehrabsicht, eine Tendenz vertreten läßt, zu tollen Ansichten kommen muß (Gercke, s. u.), diese auf dem wachsenden literarischen Verständnis basierende Erkenntnis

führt uns durchaus dazu, diese neuen Wege zu begrüßen. Trotzdem damit überhaupt die Aufgabe erst möglich geworden ist, sind natürlich der Schwierigkeiten noch gerade genug. Mit diesen setzt sich in hervorragender Weise Heinrich Maier, Sokrates. Sein Werk und seine geschichtliche Stellung auseinander (Tübingen 1913), dasjenige Werk, das am energischsten den Kampf gegen des Aristoteles Sokratesbild führt; was bei Platon schon lange selbstverständlich war[1]), wird jetzt auch für Sokrates gefordert, wie mir scheint, mit vollem Recht (Trotz des Widerspruchs von W. W. Jäger [Deutsche Literaturzeit. 1915]). Das Buch Maiers wird auf lange hinaus maßgebend bleiben, denn es wird nicht so bald wieder ein zünftiger Philosoph aufstehen, der sich in diesem Maße in die philologische Methode und Literatur eingelebt hat. Daß es nun nicht gerade schwer ist, als reine Schilderung, ohne die methodische Begründung, Sokrates vor uns auferstehen zu lassen, zeigt A. Busses hübsches Büchlein Sokrates (Die großen Erzieher Bd. 7, Berlin 1914), das, infolge gleicher Voraussetzungen, sich in vielen Punkten mit der Darstellung Maiers trifft.

So ist die Sokratesfrage mehr als je ein Teil der Platonfrage geworden. Platon, seit 100 Jahren das wichtigste Kapitel der griechischen Philosophiegeschichte, ist stets auch im Kleinen ein Abbild der Tendenzen gewesen, die auf dem Gesamtgebiet jeweils herrschend waren. Auch jetzt ist es nicht anders. Mit großem Interesse wendet man sich besonders der wissenschaftlichen Seite seines Werkes zu; mit Hohn und Spott schiebt man das „neupythagoreische und neuplatonische“ Platonbild, dem man früher angehangen habe, beiseite und ersetzt es durch das Bild des Forschers und Akademielehrers. Vor Jahren ist durch Ingeborg Hammer-Jensen für die naturphilosophischen Lehren Platons das entscheidende Wort gesprochen worden (Abhängigkeit von Demokrit), Untersuchungen, die Eva Sachs in einem wichtigen Punkte weiterführt, indem sie Abweichungen von Demokrit bei Platon, die Ingeborg Hammer noch als Mißverständnisse Platons betrachtete, für Korrekturen Platons an Demokrit erklären konnte. In der Hauptsache erfüllt Eva Sachs (Die fünf platonischen Körper. Phil. Untersuchungen, 24. Heft. Weidmann 1917) die gleiche Aufgabe für die Mathematik wie jene genannte Arbeit für die Naturwissenschaften[2]). Beide Arbeiten propagieren die Erkenntnis, „daß in Platons Timaios die leitenden Gedanken ganz anderer Art waren als der verworrene Mystizimus, den Platons Schüler [vgl. S. 123: „In gewisser Weise kann man sagen, Xenokrates, Spensipp, Philipp von Opus, Herakleides sind die Stifter des Neupythagorismus] in sein Werk hineingeträumt hatten. Es waren helle und klare Geister, mit denen wir den alten Platon im vertrauten Verkehre sehen.... Demokrit und seine Atomistik, die Mathematik des Theätet und Eudoxos, die Astronomie des Knidiers und die medizinische Wissenschaft von dessen Lehrer Philistion, die Lehre von der Achsendrehung der Erde, die Herakleides verdankt wird, all das hat der nahezu Siebzigjährige nicht nur mit Verständnis neu aufgenommen, sondern es hat ihm noch die Anregung zu einer großen gedanklichen Leistung, wie sie die Elementenlehre ist, geboten.“ (S. 234). Während bisher gerade auf mathematischem Gebiete die Pythagoreer als die großen Beeinflusser Platons angesehen wurden, nimmt nun E. Sachs den Kampf gegen diese auf. Die überzeugende Beweisführung ergibt, daß keine sichere Tradition über die Elementenlehre der Pythagoreer im Zusammenhang mit den fünf Polyedern existiert und daß die Pythagoreer mit der mathematischen Konstruktion dieser Körper nichts zu tun haben, da diese erst von Theätet geleistet wurde. Die einzelnen Stadien stereometrischer Einsicht werden herausgearbeitet. Mag auch die Mathematik der Pythagoreer einer mehr reaktionären Neubeurteilung später wieder bedürfen, so ist sicher das erweiterte Bild Platons und seines Kreises von größtem Werte. Es bedeutet eine Bereicherung.

Eine Verarmung aber bedeutet es, wenn diese reale Auffassung nicht nur die wilden Triebe in der Platophilie beschneidet, sondern die ganze, mühsam erkämpfte, innere Entwicklung Platons in Frage stellt. Nachdem fast ein Jahrhundert hindurch seit C. F. Hermanns großer Tat Deutsche und Engländer, jeder in seiner Weise, eine von dieser Entwicklung bedingte Reihenfolge der Dialoge geschaffen haben, die nur im Detail noch unsicher ist, wird neuerdings der Versuch gemacht, unter Beibehaltung dieser doch unter entgegengesetzten Gesichtspunkten gewonnenen Aufeinanderfolge, das Werk Platons dennoch als ein geschlossenes, einheitliches, der gleichen Lehre von Anfang bis zu Ende dienendes hinzustellen. Ein Engländer, Paul Shorey, begann damit (1903); Hans von Arnim vertritt, von Shorey gewonnen, diesen Standpunkt jetzt in Deutschland. In der Einleitung seines Buches „Platos Jugenddialoge und die Entstehungszeit des Phaidros“ (Teubner 1914) schreibt er ausdrücklich, „sein Buch stelle sich unter anderm die Aufgabe, gegen die ... genetische Auffassung der platonischen Schriftstellerei ... die relative Berechtigung jener von Schleiermacher vertretenen Auffassung ins Feld zu führen, die eine methodisch-didaktische Planmäßigkeit in Platos Schriftstellerei und der Abfolge seiner Schriften findet“. Die ganze Einstellung ist überhaupt nur denkbar, wenn man sich an Stelle des Entwicklungsgedankens, der ja eben im großen und ganzen ausgeschaltet ist, ein anderes Kriterium der Reihenfolge zu eigen macht, das zu den gleichen Resultaten führt wie jenes — wie viele circuli vitiosi dabei unterlaufen, sei nicht untersucht. Dieses Kriterium ist für Arnim die sprachstatistische Methode, die er in früheren Arbeiten mit großem Geschick übernommen und ausgebildet hatte. Es macht fast den Eindruck, als ob der Umstand, daß Arnim damit auf ganz unverdiente

[1]) Vgl. neuerdings die energischen Worte von P. Natorp, Über Platos Ideenlehre (Vorträge der Kantgesellschaft Nr. 5, Berlin 1914); ich weise auf das Büchlein hin, das manchem Philologen, der Natorps großes Werk nicht verdauen kann, willkommen sein wird.

[2]) Von der gleichen Verfasserin liegen im Sokrates 1917 zwei ausgezeichnete Behandlungen des platonischen Theätet vor. den sie von Platon nach dem Tode des Theätet 366 verfaßt sein läßt; die erste Hälfte ist einheitlich, dann ist der Dialog übereilt zu Ende gedrängt.

Mißachtung stieß (denn die platonische Sprachstatistik verdient, falls man nicht zu viel von ihr verlangt, die Vorwürfe, die immer wieder, zuletzt von Immisch [s. u.], gegen sie erhoben werden, nicht), ihn dazu brachte, ihre Rusultate, an die er sich allzu sklavisch hielt, mit einer inhaltlichen Begründung (Bezugnehmen von Stellen aufeinander, aber keine Entwicklung!) zu stützen. So scheint mir trotz vieler trefflichen Einzelheiten die erste Hälfte, die die ersten Schriften, eine Art Propädeutik der Ideenlehre, behandelt, verfehlt, während dann die dem Phaidros gewidmeten Kapitel endlich hoffentlich für alle Zeiten den endgültigen Beweis führen, daß der Phaidros nicht in die Frühzeit der platonischen Schriftstellerei gehört, eine Verirrung, die nur dank der Autorität Useners sich bis heute behaupten konnte, wenn es mir anderseits auch unglaubwürdig erscheinen will, daß er bis nach dem Parmenides zu versetzen wäre (vgl. die Besprechung von Pohlenz in Gött. gel. Anz. 1916). Dieser straffen Beweisführung gegenüber hat nun auch Immisch, der bisher die Usenersche Ansicht, wohl fast als einziger, noch vertreten hat, kapituliert in den N. Jahrb. kl. Altert. 1915, einer Rektoratsrede mit dem etwas pompösen Titel: Neue Wege der Platoforschung. Dieser neue Weg soll (ich gestehe offen, daß mir die Sache nicht ganz klar geworden ist) das Gewichtlegen auf die [Einzel]-Interpretation gegenüber der bisher allein betriebenen Analyse sein, auf eine Interpretationsweise, die offenbar teils absolut, teils relativ (in Polemiken gegen andere und Bezugnahme auf eigene Werke) Schriften zu datieren imstande wäre, wobei ich freilich nicht einsehe, wieso das neue Wege sein sollen; die Gefahren dieses allzu methodischen und logischen Arbeitens hat die Geschichte der Platonphilologie nur zu deutlich enthüllt. Die Hauptausführungen gelten aber durchaus dem Phaidros, für den er wieder einmal die Annahme einer doppelten Redaktion fordert, eine Idee, die zu verspotten ja so leicht ist, weil sie zu den entwertetsten Philologierequisiten gehört; sie wird sich aber immer und immer wieder, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, einem aufdrängen. Nach Immisch soll speziell die Dreiteilung der Seele eine spätere Zutat sein, die sich nicht mit dem Bilde von der geflügelten Seele vereinigen lasse.

Daß aber alle Verfahren und alle Ausgangspunkte zu falschen Resultaten führen können, wenn das Gefühl für das Lebendige und das, was zwischen den Zeilen steht, ausgeschaltet wird, zeigt des großen und immer nur zu konsequenten Methodikers A. Gercke an der Grenze einer Parodie stehender Aufsatz: Eine Niederlage des Sokrates (N. Jahrb. kl. Altert. 1918). Die Methode, die hier ad absurdum geführt wird, mußte wirklich, falls sie ganz ehrlich sein wollte, falls sie nicht voreingenommen die Beweisführung des Sokrates für mustergültig (wenigstens in Platons Augen), seine Ansichten für diejenigen gehalten hätte, die Platon selber vertreten wollte, sie mußte einmal zu diesem Resultate kommen. Ein solches ist aber nur möglich, wenn der Stimmungsgehalt des Ganzen außer acht gelassen wird, wenn man annimmt, daß die menschlichen Züge absichtslos auf der einen Seite (Sophisten) ungünstig, auf der andern (Sokrates) liebenswürdig aufgetragen werden, kurz, wenn man nicht merkt, daß nur ein lebendiges und einmaliges Wesen, nicht der δίκαιος λόγος, diese schablonenfremde Charakterisierung empfangen könne. Wer mit diesem freien Blick an die platonischen Frühdialoge (es handelt sich speziell um den Protogoras) herantritt, dem hat Sokrates natürlich recht, aber nicht mit dem oft Zweifelhaften und Widerlegbaren, was er sagt, sondern mit seinem Wesen, seiner Negation und seiner Verwirrungsgabe, seiner Ungläubigkeit und Unverblüffbarkeit, dem unüberheblichen und ethisch hohen Standpunkt den andern und sich selbst gegenüber. In dieser Richtung bewegt sich das vor unserer Periode liegende Buch von Max Pohlenz, Aus Platos Werdezeit (Weidmann 1913), vor allem aber die höchste Schöpfung der Platonliteratur seit 1914, Ulrich von Wilamowitz' Platon (1. Band: Leben und Werke; 2. Band: Beilagen und Textkritik, Weidmann 1919). Mag man sich auch auf den ersten Blick vielleicht von dem beinahe platt anmutenden Wirklichkeitsfanatismus abgestoßen fühlen, der sich schon in der aus schlimmer Romantechnik geholten Titelgebung ankündigt, so sieht man bald, daß das nur die negative Seite, die Ausartung des Bestrebens ist, in allem und jedem nicht Literatur und nicht System zu geben, sondern einen lebendigen Menschen mit seinen Fehlern und Einseitigkeiten. Platon ist — jetzt, nach der neuen Einstellung zu Sokrates — schwieriger zu zeichnen als dieser; Sokrates besitzen wir schon vorgezeichnet mit seinem ganzen Milieu; Platon müssen wir uns selber schaffen aus seinen Werken; von der Welt, in der er lebte nach Stand und Lebensplan, von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und seinen Reisen erfahren wir gar wenig; als köstliche Zeugnisse dienen uns der siebente und achte Brief, die Wilamowitz glücklicherweise jetzt auch anerkennt. So ungeheuer wichtig sie sind für Platons Art, so erschließen auch sie von seinem Leben nur eine kurze, wenn auch wichtige Periode. So ist der Schilderer gezwungen, die Lücken mit Mutmaßungen auszufüllen, die allerdings niemand so wie er aus einer restlosen Erfassung der gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse Athens heraus zu geben imstande ist. Tausenderlei Dinge, an die man früher nicht gedacht, Platons Stellung zur praktischen Politik, seine gesellschaftliche Lage Sokrates gegenüber, den er in seinen Dialogen in die bessere Gesellschaft emporhebt usw., werden jetzt beachtet und gewürdigt. Daß diese doch unpersönlichen Dinge leicht sentimentale Farben annehmen, ist begreiflich. Das hört aber mit dem Augenblicke auf, wo es sich um die Werke handelt. Vor allem die Frühwerke der sokratischen Zeit gewinnen, nein, sie erhalten überhaupt erst Verständnis. Gewiß sind die spätern Schriften schwerer, ist dort die größere Verstandesarbeit zu leisten, aber sie sind Programmschriften und damit der Ratio zugänglich; die Frühwerke sind das nicht. Wilamowitz läßt die ersten (Io, Hippias minor, Protagoras) noch zu Lebzeiten des Sokrates entstanden sein, wie wir schon früher wußten. Das ist interessant und durchaus denkbar, immerhin nicht zu beweisen; ein größerer Ernst mag gegenüber diesen temperamentvollen Farcen frei-

4*

lich in den nachfolgenden Dialogen, besonders im Gorgias, zu bemerken sein, ein Ernst, der durch das große Erlebnis seine Erklärung fände. Das Wetterleuchten in Lysis und Charmides, beide früher infolge zu starker Ausdeutung so entsetzlich mißverstanden, wird wundervoll gedeutet; es folgt die Auseinandersetzung mit dem praktischen Leben im Gorgias — Absage an die Welt, nennt sie Wilamowitz — und am Anfang des Staates; dann die Reisen und die Schule usw.; das muß man lesen. Überall wundervolle Kapitel; am tiefsten vielleicht dasjenige über den Phaidros und dann der alte Platon, am belehrendsten diejenigen über seine praktische Schultätigkeit (denn die früher genannten Forschungen auf diesem Gebiete gehen größtenteils auf Wilamowitz' Anregung zurück) und seine politische Tätigkeit in Sizilien. Natürlich bieten sich überall Angriffspunkte, denn Wilamowitz läßt das Imponderabile einen steten Einfluß auf Leben und Wirken Platons haben; wer will das so genau abschätzen? — Ich habe an vielen Orten heftigen Widerspruch gegen dies neue Platonbuch gehört; so ist es üblich in Philologenkreisen und es muß wohl so sein; aber einmal wollen wir doch den Dank nicht verbergen, den wir dem Schicksal schulden, daß es diesen Mann noch Jahr für Jahr unserer Wissenschaft ein Buch schenken läßt, an dem Generationen zu zehren haben werden.

Vom Sokratiker Aischines bringen uns die Oxyrh. Pap. XIII (Nr. 1608) ein Dialogfragment, das für uns, die wir viel von ihm wissen, aber fast nichts kennen, sehr wertvoll ist. Die Szene handelt dazu noch von Alkibiades, der gedemütigt wird, indem Sokrates ihm nachweist, daß er wegen seiner Unwissenheit nicht εὐδαίμων, sondern ἄϑλιος sei.

Für Aristoteles ist, soviel ich gesehen habe, nicht vieles getan worden; dafür etwas Hervorragendes. W. W. Jäger, der durch sein Buch über die Metaphysik (1912) das Beste seit langem in der Aristotelesforschung geleistet, gibt jetzt in einem vorläufigen, auf Zukünftiges hinweisenden Artikel im Hermes 1917 (Emendationen zur aristotel. Metaphysik Α—Δ) auch ausgezeichnete Aufklärung über den Text; an vorzüglichen Beispielen erhalten wir den Nachweis, wie viel aus den Kommentaren für den Text zu holen ist, ja wie diese Erkenntnisse uns auch erst gewisse Handschriftenzweige verstehen lehren. Der fernen Hoffnung einer idealen Aristotelesausgabe dienen auch die Funde, die man im Orient an Texten macht; Giuseppe Furlani veröffentlicht (Rendiconti dei Lincei 1914ff.) Aristoteleskommentatoren aus syrischen und arabischen Handschriften.

Auch eine arabische Theophrastschrift ist aufgetaucht und zwar meteorologischen Inhalts (veröffentlicht von Gotthelf Bergsträßer [Sitzb. Heidelb. Akad. 1918]); aber nicht Theophrast zieht den Hauptgewinn daraus, sondern Epikur. In die Augen springend sind nämlich die Parallelen zwischen dem neuen Texte und Epikur, speziell dem Pythoklesbrief, nicht nur in einzelnen Tatsachen, sondern auch in der Reihenfolge, der Zitierart usw. Unter den Erklärungen, die denkbar sind, bleibt zuletzt nur diejenige übrig, daß wir hier die Quelle Epikurs in der arabischen Übersetzung vor uns haben. Wir stehen da am Anfange bedeutsamer Erkenntnis: Peripatos hinter Epikur wie auch hinter den Epikureern; bei diesen kommt es durch Parallelsetzung mit Plutarch, mit Lukian und andern immer mehr zum Vorschein; so ist das neuerdings an einer Schrift des Lukian erwiesen von Mutschmann (Rhein. Mus. 1915); besonders wichtig ist hier der Peripatetiker Ariston von Keos.

Überhaupt empfängt Epikur von allen Seiten neues Licht, durch neue Quellen und durch starkes Interessenehmen der Gelehrten. Auf keinem Gebiete sind eben die Vorarbeiten — dank der Edition Useners — so weit gediehen wie hier; auch mag die Persönlichkeit Epikurs, die in ihm sich offenbarende Mischung von Rationalismus und Quietismus, seine naturwissenschaftlichen Neigungen in unserer Zeit ein Echo finden. Den neuen Usener, den v. Arnim in Aussicht gestellt, besitzen wir freilich noch nicht; ebensowenig περὶ φύσεως, den die Italiener uns in ihrer 3. Serie herkulanensischer Papyri zu geben versprochen hatten. Definitiv für Epikur nimmt Diels ein Oxyrh. Fragment über Götterverehrung (II Nr. 215; Diels, Sitzb. Berl. Akad. 1916) in Anspruch, das Crönert Philodem zuweisen wollte, ebenso bringt zu Epikurs oder eigentlich der Epikureer Ansicht über die Götter wichtige Beiträge Philippson (Hermes 1916, vgl. ebenda 1917), indem er die von Epikur angenommenen Wege der Erkenntnis der Götter klarlegt; eine Gesamtdarstellung widmet diesem Thema G. D. Hadzsitz im Americ. journ. of philology 1916; nach ihm bewahren die epikureischen Götter in sich, was das Beste des alten Polytheismus war. Die wichtigste Quelle über diesen Teil ihrer Lehre ist Philodems Schrift „Über die Götter“, deren 2. und 3. Buch Diels in musterhafter Weise publiziert (Abh. Berl. Akad. 1916 und 1917), eine erstaunliche Leistung in Textgestaltung und Kommentar. Reizvoll ist ein Aufsatz von Mutschmann, Seneca und Epikur (Hermes 1915); es gelingt ihm der Nachweis, daß Seneca in den Luciliusbriefen nicht nur, wie man bis anhin glaubte, eine Gnomensammlung aus Briefen Epikurs vor sich gehabt habe, sondern diese selber und daß so dessen Briefe ihrem ganzen Wesen nach Abbilder der epikureischen sind, nicht im Sinne sklavischer Abhängigkeit, sondern einer Stilanlehnung bei innerer Verwandtschaft.

Unter den Epikureern, deren rhetorisches Vorbild Isokrates war (Nachweis von H. M. Hubbell [Class. phil. 1916]), nimmt als Forschungsobjekt natürlich Philodem weitaus die erste Stelle ein. Außer der schon erwähnten Schrift über die Götter edierten περὶ παρρησίας Olivieri mit mäßiger Sorgfalt (Teubner 1914), περὶ ὀργῆς sehr gut Wilke (Teubner 1914; ausgezeichnet dazu Philippson, Rhein. Mus. 1916); περὶ κακιῶν und περὶ ϑανάτου Δ Domenico Bassi im 1. Band der volumina Herculanensia (1914). Letzterer publizierte außer dem einen Text, der eine epikureische Polemik gegen die stoische Doktrin über Vorsehung und Schicksal enthält (Rivista di filologia 1916; der Inhalt wurde definitiv erkannt von Bignone in der gleichen Zeitschrift 1917).

Wie seit geraumer Zeit bleibt aber das geliebteste Kapitel der griechischen Philosophiegeschichte Poseidonios. Selten erscheint eine Quellenuntersuchung über das spätere Altertum, die nicht irgend etwas auf ihn zurückführte; er ist gleichsam der Repräsentant der spätantiken Geistesart. Gewiß liegt in seiner Zeit eine große Bedeutung und er und ein paar Zeitgenossen wie Antiochos von Askalon und andere sind bestimmend gewesen und gewiß ragt unter allen Poseidonios gewaltig in die Höhe; aber was ihm in erster Linie zu solchem Kredit verholfen hat, ist die Tatsache, daß er jene volkstümlichen, jene orientalischen Elemente in reichem Maße in sein System aufnahm, das eine grandiose Mischung aller philosophischen Sekten war, daß er der literarische Begründer der Theokrasie ist, überhaupt jener mystischen Geistesrichtung, die dann im Neuplatonismus seinen definitiven, das ganze letzte Altertum, das heidnische wie das christliche, beherrschenden Ausdruck fand (vgl. W. Kroll, Die religionsgeschichtliche Bedeutung des Poseidonios [N. Jahrb. kl. Altert. 1917]). Wie rasch diese Bewegung aber sich verbreitete und Gemeingut wurde, ist deutlich zu sehen und zwingt zu sorgfältiger Arbeit. Darum ist in den meisten Fällen Poseidonios ein Schlagwort für eine Geistesrichtung, die nach und nach ungefähr alles durchdrang. So ist es vor allem energisch zurückzuweisen, wenn mehr aus Stimmungsgründen ein relativ kleines Gebiet, wie etwa platonische Anklänge, Anklänge besonders an den Timaios, auf Poseidonios zurückgeführt wird, wie das Mutschmann für Horaz und Hermogenes περὶ ἰδεῶν annimmt (Hermes 1917 in dem sonst vorzüglichen Aufsatz: Das Genesiszitat in περὶ ὕψους; gut dagegen Kroll [Sokrates 1918]) oder gar Geffcken, Die Hirten auf dem Felde (Hermes 1914), wo Poseidonios sogar hinter Vergils 4. Ekloge stehen soll; auch hier protestiert mit vollem Recht Kroll (Hermes 1915); in dieser unwissenschaftlichen Form wurde Poseidonios in den in der Berichtsperiode tobenden Streit um den Germanennamen hineingezogen (Birt, Die Germanen, München 1917; dagegen Norden, Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission 1917). Freilich Quellenanalyse oder Entdeckung bisher übersehener Poseidoniosreliquien ist nicht unbedingt nötig, um die Erkenntnis hier zu fördern. Das zeigt die schon früher besprochene (S. 28) Dissertation von Trüdinger, in der gerade das Poseidonioskapitel hervorragend ist. Die große Kunst desselben beruht darauf, daß Trüdinger den Boden der weiten und vagen Ansichten über die Anschauungen des Poseidonios verläßt und zu einer Anzahl greifbarer Einzelgesichtspunkte seiner Ethnologie gelangt, die aneinandergereiht in seltener Weise einen geschlossenen und einheitlichen Eindruck erzielen; wieder Tatsachen an Stelle literarhistorischer Begriffe.

Mit neuen großen Poseidoniosfunden treten zwei Werke auf, die beide eine schöne Erweiterung unserer Kenntnisse bringen und doch sehr verschiedener Qualität sind. Karl Gronaus Poseidonios und die jüdisch-christliche Genesisexegese (Teubner 1914) weist in breiter, wenig gegliederter und darum unübersichtlicher Darstellung die Abhängigkeit einiger die Genesis behandelnden Schriften des bischöflichen Brüderpaares, des Basileios und des Gregor von Nyssa von Poseidonios nach und zwar speziell vom Timaioskommentar. In den zahllosen, von großer Gelehrsamkeit zeugenden Parallelen taucht die ganze spätantike Literatur auf, wobei freilich meistens diese Parallelen wenig bedeuten. Wer geduldig dem Buche folgt und sorgfältig eigene Arbeit macht, wird für Poseidonios' Ansichten von der Schöpfung und vom Menschen viel gewinnen, wenn er auch den Beweis, daß alles wirklich Poseidonios ist, selber führen muß. Die Verschwommenheit der Arbeit zeigt sich in den zwei Kardinalfehlern: Die direkte Quellenuntersuchung, die Analyse der jeweils behandelten Schrift ist viel zu vag und doch tut das gerade bitter not, bevor wir unser Haupt allzu keck erheben. Freilich hängt Gronau ein Kapitel über Schultradition an, das die Wege der Paradosis kennzeichnen soll. Diese auf Vorlesungsabschriften beruhende Tradition droht zum neuesten Schlagwort zu werden; Skepsis ist hier durchaus am Platz, obgleich auch W. Bousset in seinem auch für Philologen wichtigen Buche „Jüdisch-christlicher Schulbetrieb in Alexandria und Rom" (Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Test. N. F. 6. Heft, 1915), wie schon der Titel verrät, diesen Begriff propagiert. Und der zweite Fehler ist der, daß dann, nachdem Poseidonios einmal festgestellt ist, die Untersuchung sich nicht von den trüben literarischen Übermittlern losreißt und systematisch an die hier (mit Unterstützung der Parallelen) zu holende Lehre des Apameers macht.

Darum ist das kleinere, ein beschränkteres Gebiet behandelnde Schriftchen von W. W. Jäger, Nemesios von Emesa, Quellenforschung zum Neuplatonismus und seinen Anfängen bei Poseidonios (Weidmann 1914) dem besprochenen Buche weit überlegen. Mit peinlichster Sorgfalt werden Abschnitte des Nemesios quellenkritisch untersucht; Galens περὶ ἀποδείξεως und Porphyrius werden herausgeschält; besonders für die erste Schrift fällt Wertvolles ab; auch in ihr steckt poseidonianisches Gut, aber es liegt doch nur eine Abhängigkeit der allgemeinen Ideen vor. Dann folgt die Analyse eines eigenartigen Kapitels, dessen Eigenart eben erst durch die sorgfältige Beschäftigung mit der Umgebung sichtbar wird; es verkündet eine merkwürdige Lehre von der Verbindung der Gegensätze in den Elementen durch einen δεσμός und den dadurch herbeigeführten Kreislauf der Elemente. Parallelüberlieferung zeigt, daß hier Poseidonios' Timaioskommentar vorliegen muß, natürlich auch nicht direkt, aber ziemlich rein. Nachdem dies festgestellt ist, beginnt nun die wichtige Erörterung des genannten Prinzips, des σύνδεσμος der Gegensätze, dessen Krönung der Mensch ist, den die Natur als Fessel und Band erschaffen hat, um die auseinanderfallenden Hälften des Sinnenreiches und der Geisteswelt aneinander zu schmieden. Zum ersten Male seit Schmekels ahnender Darstellung wird so eine grundlegende Frage der poseidonianischen Weltanschauung, natürlich jetzt mit viel reicherem Material, uns dargelegt, einer Weltanschauung, die, auf naturwissenschaftlicher Basis und der Annahme einer allmählichen Artenentwicklung aufgebaut, sich in geniale Mystik verliert. „An der Stelle des einen Körpers, den Thales sah, erhebt sich der eine

Geist, der alle Stufen des Seins emporsteigt vom Elemente bis zur Sternenseele, um sich auf den Thron der Welt zu setzen. Diesen kühnen Gedanken der Einheit von Natur und Geist, der stufenweisen Enthüllung der Vernunft und des Geistes als des Lebendigen aus dem Nichtvernünftigen und anderen hat Poseidonios zuerst gedacht" (S. 120). Das Schlußkapitel behandelt die bei Nemesios sich anschließende poseidonianische Partie über Natur und Kultur; sie zeigt, wie Poseidonios, abweichend von Platon, anknüpfend an eine Ideenkette, die auf Demokrit zurückführt (wie K. Reinhardt bewiesen), die menschliche Kulturentwicklung als eine stetig höhersteigende darstellt — dies alles auch durchaus im Rahmen der allgemeinen Weltlehre, die ja ihrerseits den Menschen als Ziel hinstellt in Gedankengängen, die bei Nemesios und in den berühmten Eingangsworten des sallust. Catilina (deren Ausführungen in einer kurzen Abschweifung wohlbegründet an Poseidonios angeknüpft werden) ähnlich lauten.

Diese bedeutende Schrift zeigt die Darstellungsart der besten Philologenbücher, indem sie in gedämpfter Form eine tiefe Bildung und ein nicht nur äußerliches, sondern erlebtes Erfassen der Probleme verrät.

Ich muß nun noch ein paar wichtige Einzelheiten aus der Forschung an späteren Philosophen hier anschließen, die sich einem Zusammenhang entziehen.

Die vorzügliche Epiktetausgabe H. Schenkls ist in 2. Auflage erschienen und zwar die große und die kleine (Teubner 1916).

Von der Philoausgabe Cohns und Wendlands, die beide kurz nacheinander gestorben sind, erschien 1915 der 6. Band, an dem S. Reiter mitarbeitete, der Schlußband der griechischen Werke. Es fehlen noch die Fragmente, die armenischen Stücke und das wichtige Register. Wie man gehört hat, ist das Erscheinen dieser krönenden Zugaben gesichert.

Von der Sextus Empiricus-Ausgabe Mutschmanns erschien Bd. II; ob die Ausgabe durch den Tod des Herausgebers gefährdet ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Sextus wird von E. Issel, Quaestiones Sextinae et Galenianae [Diss. Marburg 1917] von neuem mit z. T. neuer Argumentation der Mitte des 2. Jahrhunderts zugewiesen.

Für die Neuplatoniker fällt bei den vorhin genannten Untersuchungen selbstverständlich auch viel ab. Noch immer steht eine einheitliche Darstellung aus. Für Plotin legt sich H. F. Müller ins Zeug, der in einer ganzen Reihe von Artikeln an den verschiedensten Stellen einzelne Punkte seiner Lehre behandelt.

Die Alexandriner

Seit der Zeit, da die epochemachenden Arbeiten von Wilamowitz, Kaibel, Reitzenstein, Ed. Schwartz die terra incognita des Hellenismus aufschlossen, ist wieder Ruhe eingetreten. Es fehlt ein frischer Elan, wie jene Jahre ihn gesehen; so fehlt es auch an prinzipiellen Fragestellungen, die doppelt notwendig sind auf einem Gebiete, wo der Boden gar so zögernd seine Ernte gibt. Man beschränkt sich momentan auf einzelne Korrekturen, aber das Gesamtbild, das wenigstens für das erste halbe Jahrhundert schon sehr differenzierte Farben und auch in den folgenden Generationen da und dort einen hellen Fleck aufweist, wird nicht verändert. Die ständigen Papyrusfunde reihen sich ein und bestätigen die Richtigkeit des durch die Forschung der genannten Gelehrten Erschlossenen. Daß Kallimachos je anders und zwar ganz anders gesehen wurde als ihn uns jetzt die Funde zeigen, ist nur ein typisches Zeichen für die Unfähigkeit der durch die klassizistische Brille blickenden Philologie bis weit über die Mitte des letzten Jahrhunderts hinaus, für die Unfähigkeit, alles, was vom ästhestischen Scheindogma abwich, zu würdigen. Aber die richtige Erkenntnis kam auch da schon vor den Papyri.

Eine wichtige Rolle spielt natürlich der Papyrus, von dem ich in der Einleitung sprach, der uns die Bibliothekare von Alexandria aufzählt (Oxyrh. Pap. XI, 1241). Obgleich auch er vielerlei Daten, die irgendwie im Zusammenhang mit diesen offiziellen Gelehrten erschlossen wurden, beeinflußt und korrigiert, kann auch er, literarhistorisch gesehen, nur bestätigend wirken. Sowieso wurde die literarische Produktion jener Zeit schon wesentlich nach rückwärts verschoben, Kallimachos' Hauptwerke vor 270, das Epos des Apollonios vor die Entfremdung von seinem Lehrer Kallimachos, da er diesen deutlich darin nachahmt — liebgewordene Behauptungen mußten damit schon vorher den Tatsachen weichen; schon vorher sah man, daß anderseits Theokrit wieder den Apollonios imitierte. Auch daß Eratosthenes so früh ist, wußte man. Aber das Sicherheitsgefühl ist wertvoll und die Erkenntnis, woher die widerstrebenden Angaben kamen. Gerade für Eratosthenes mußte man sich auf Strabo gegen Suidas verlassen; jetzt erhält man die Bestätigung.

Aus der ältesten Generation Alexandrias ist Simias von Rhodos von H. Fränkel (Diss. Göttingen 1915) ausgezeichnet ediert worden; interessant ist Fränkels Stellungnahme bei den Technopägnien; wohl mit Recht weist er die allzu konsequente Ausprägung des Gedankens von Wilamowitz ab und nimmt an, die Technopägnien seien den Gegenständen, nach denen sie heißen, zwar destinatae, sed ficte quidem, aber nicht wirklich inscriptae. Für den erhaltenen Nikander führt E. Bethe (Hermes 1918), noch einmal alles zusammenfassend, den definitiven Beweis, daß er dieser Zeit angehört.

Sonst sind ja hier die Epigramme die wichtigste Quelle; so darf ich wohl die ihnen gewidmete Forschung hier gerade einfügen. J. Geffcken unternimmt in den N. Jahrb. kl. Alt. 1917 den wohl zu wagenden Versuch, eine Geschichte des Epigramms, des inschriftlichen und des literarischen, zu geben. Weih- und Grabepigramme, die beiden ältesten und ungefähr gleich alten Formen entwickeln sich zuerst in Ionien zu einer großen Höhe; in Attika finden sich von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis zu den Perserkriegen jonische Epigramme neben

den epichorischen. Nach den Freiheitskriegen beginnt wieder die Trennung der Staaten; es scheint, als ob allein die Athener von dem jonischen Epigramm gelernt haben. Bald aber schwindet die jonisch-simonideische Geschlossenheit, Gefühle und Anschauungen des Dramas dringen ein, das Epigramm wird ganz attisch. Auch die Sophistik und Rhetorik machen ihren Einfluß geltend; eine stärkere Variation tritt ein; neue Formen werden beliebt wie Gespräche, wie die Anrede an den Toten oder seine Grabstätte. Seit 400 existieren auch Buchsammlungen. Damit stehen wir an der Schwelle des Hellenismus, dessen Dichter sehr gut charakterisiert werden. Diese Blütezeit reicht bis ans Ende des 3. Jahrhunderts; von da an geht es schnell abwärts. Nur Palladas im 4. nachchristlichen Jahrhundert bedeutet noch einen kurzen, bescheidenen Aufschwung. Die Ideen dieser Arbeit vertritt Geffcken auch durch eine Auswahl, die er bei Winter (1916) erscheinen ließ. Sie enthält 400 Epigramme vom 7. vorchristlichen Jahrhundert bis auf Gregor von Nazianz und Paulus Silentiarius mit kurzen trefflichen Hinweisen zur Erklärung und den notwendigen Literaturangaben.

Die starke Beeinflussung des Epigramms durch die alte Elegie untersucht P. Kaegi (Diss. Zürich 1917). Die klassische Zeit (Kallimachos und Asklepiades) übernimmt mehr nur die Grundmotive, während die Halbdichter der späten und spätesten Epigrammatik aus Mangel an Produktivität und Ausdrucksfähigkeit sich viel enger an ihre Vorbilder anklammern.

Das bekannte Theokritepigramm *Ἄλλος ὁ Χῖος* wird von E. Bethe (Rhein. Mus. 1916) wieder mit Recht im Sinne eines Gegensatzes zu Theokrit von Chios als Beischrift zu einem Bilde Theokrits am Kopfe einer Ausgabe gefaßt. Wichtiger als das ist die einleuchtende Beweisführung, daß unter Theokrits Epigrammen ein solches auf Homer gewesen sein muß; auf dieses, nicht auf *Ἄλλος ὁ Χῖος*, spielt die Homervita an.

B. Hansen (Diss. Leipzig 1914) will, im Gegensatz zur landläufigen Ansicht, Kallimachos zum Leser des Leonidas von Tarent machen; sicher sind die Beweise für das Gegenteil anfechtbar; aber solche Feststellungen führen, bei der Armseligkeit unseres Materials, zu nichts. Leonidas kann keinesfalls so früh sein.

Was noch speziell die Anthologie betrifft, so liegt eine sehr aufschlußreiche Studie von M. Boas vor, Die Sylloge Rufiniana (Philologus 1914). Boas weist überzeugend nach, daß V, 1 dem Rufinus gehört, es hat sein Gegenstück in V, 102, dem letzten Rufingedicht. Das ist die sylloge Rufiniana, eine Originalsammlung, ähnlich etwa der *μοῦσα παιδική* des Straton, die Kephalas beide direkt benutzte. Die Rufinsammlung durchsetzte er mit andern Epigrammen, wofür Boas Erklärungsgründe zu geben weiß. Ja Boas macht es sogar glaublich, daß die Kephalasanthologie [1]) (doch nur 5—7 und 9—12!) absichtlich als Pendants Rufin und Straton, als Anfang und Ende, einander gegenübergestellt habe.

[1]) Die Kephalassammlung war die erste, die die verschiedenen Kränze vereinigte; eine vor Kephalas existierende Uranthologie gab es nicht, vgl. Joh. Basson, De Cephala et Planude Syllogisque minoribus (Diss. Berlin 1917).

Für Kallimachos neuer Papyrussegen! Oxyrh. Pap. XI, Nr. 1362 enthält wieder ein Stück der *Αἴτια*, das schon die Herzen aller gewonnen hat: Ein köstliches Gespräch bei einem attischen Festgelage zwischen Kallimachos und einem Fremdling aus Ikos, nur eine Einleitung, ein paar Verse, aber von unerhörter Frische und Liebenswürdigkeit. Nicht so auf den ersten Blick gewinnend ist ein anderes Stück, das Wilamowitz, Neues von Kallimachos II (Sitzb. Berl. Akad. 1914) veröffentlicht. Es ist eine Szene aus dem Heraklesmythos; Herakles begegnet, den kleinen Hyllos auf dem Arm, dem groben Theiodamas und, als ihm auf seine Bitte der Bauer nichts zu essen geben will, schlachtet er vor den Augen des unflätig Schimpfenden einen seiner Ochsen. Wertvoll ist, abgesehen vom Werte an und für sich, ein jedes neue Fragment, weil es uns in die hier so schwer zu erkennende Anknüpfungstechnik neue Einblicke gewährt; so sehen wir gerade im letztgenannten Papyrus, wie Herakles einmal eine Zeitlang angeredet, bald wieder in der dritten Person eingeführt ist. Das ist rechte ovidische Technik; auch hier vollzieht sich die Annäherung zwischen Rom und dem griechischen Klassiker; denn der letzte von diesen ist ja Kallimachos in den Augen des klassischen Roms.

Die Fragmente der Hekale hat Ida Kapp ausgezeichnet vereinigt (Diss. Berlin 1915); zu diesen sind in den Papiri Greci e Latini (Bd. II, Nr. 133) noch Fragmente gekommen, die Fetzen aus einem Gespräch zwischen Theseus und Hekale enthalten.

Theokrits Scholia vetera sind, von den byzantinischen völlig befreit, was Ahrens noch nicht gelungen war, endlich in einer hervorragenden Ausgabe zu haben. Wir verdanken sie K. Wendel (Teubner 1914).

Herondas (editio minor) ist 1914 zum fünften Male aus der stets bessernden Hand Otto Crusius' († 1918) erschienen.

In Oxyrh. Pap. XIII, Nr. 1611 soll ein literarhistorischer Papyrus von Eratosthenes stammen nach der Vermutung Grenfells; die Angaben der Bibliothekarenliste schließen aber diese Vermutung aus, da der Papyrus nach 200 verfaßt sein muß. Auch inhaltlich spricht eigentlich alles gegen ihn. Sehr nett ist der Nachweis, den W. Thonke, Die Karte des Eratosthenes und die Züge Alexanders (Diss. Straßburg 1914) führt, daß Eratosthenes' *γεωγραφικά* auf den Ergebnissen der Züge Alexanders d. Gr. fußen.

Den Kerkidas lehrt uns Wilamowitz (Sitzb. Berl. Akad. 1918) besser verstehen; er schildert seine Welt und die Art seiner Gedichte, die gesungen werden müssen. Horaz und überhaupt die römische Satire hat ihn gut gekannt.

Gelungen ist der Streit um ein imaginäres Kunstwerk der Alexandrinerzeit, das fiktive Vorbild der Novelle von Amor und Psyche. Gegen Reitzensteins allegorisch-religionsgeschichtliche Deutung wendet sich R. Helm (N. Jahrb. kl. Altert. 1914), der in ihr einen

Göttermythus sieht, „geschaffen in der hellenistischen Zeit von einem Schriftsteller, der darin dem etwas dekadenten Geiste seiner Zeit Rechnung trug, die für Erhabenheit keinen Sinn mehr hatte, die deshalb burleske Szenen mit Vorliebe verwandte, den Ernst aber des Pathetischen entkleidete oder wenigstens auf einen kleinbürgerlichen Ton herabstimmte. Bestritten aber wurde die Erfindung fast ganz aus den Motiven der alten Sage und Poesie, vornehmlich aus dem Io- und dem Heraklesmotiv" (S. 208). Ich bin durchaus von der Richtigkeit dieser Feststellungen überzeugt, an denen mich auch die seitherigen Publikationen Ratzensteins nicht irre machen. Er ruft zu seinem Schutze, weil die Literatur versagt, ja natürlich wirklich versagen konnte, die Archäologie und das Soghdische zu Hilfe (Sitzb. Heidelb. Akad. 1914: „Eros und Psyche in der ägyptisch-griechischen Kleinkunst" und 1917: „Die Göttin Psyche in der hellenistischen und frühchristlichen Literatur"). Der erste Aufsatz ist an und für sich sehr hübsch, aber nicht beweisend; der zweite operiert nun aber mit einer religionsgeschichtlichen Methode, die uns Philologen nur erschrecken kann, wenn Reitzenstein sich auch gerade hier dem Philologen gegenüber, der nicht weiß, daß, religionsgeschichtlich angesehen, zeitlich Späteres oft inhaltlich primitiver und älter ist, sehr auf die hohe Warte setzt. Aus einem soghdischen Bruchstück, einer Handschrift der Berliner Turfanexpedition, geht hervor, daß die Seele bei einem Teil der Manichäer als Gottheit galt; mit dieser Nachricht werden allerlei gnostische Texte in Verbindung gebracht, die die Seele eine göttliche Rolle spielen lassen. Also ist Amor und Psyche ein iranischer Mythus; vermittelt wurde er Apuleius durch eine alexandrinische Dichtung.

Was die hellenistischen Gelehrten betrifft, so schließt (in Philologus 1914) Th. O. Achelis seine Abhandlung über Aristophanes von Byzanz und seine Dramenhypotheseis mit dem Schlusse, daß nur drei der namenlosen zu den seinen Namen an der Spitze tragenden als von ihm stammend zuzufügen seien, also viel weniger als man anzunehmen gewohnt war. Diese Argumente sind Einleitungen einer wissenschaftlichen, mit Scholien versehenen Ausgabe gewesen (gegen Wilamowitz). Sehr bedeutsam ist der Aufsatz Neoptolemos und Horaz von Christian Jensen (Abh. Berl. Akad. 1918). Was man nach einer Notiz des Porphyrio vermutet hatte, daß nämlich Neoptolemos von Parion auf Horazens ars poetica einen gewissen Einfluß ausgeübt habe, was Kroll kurz vorher (Sokrates 1918) mehr vermutungsweise ausführen wollte, konnte Jensen jetzt aus Philodemstücken, die unbeachtet geblieben waren, zur Evidenz erweisen. Neoptolemos ist es gewesen, der dem Thema der Form einer Einführung für Laien gegeben hatte, deren rhetorisches Schema Norden erschlossen hatte; abgesehen davon sind aber auch in Einzelheiten seine Formulierungen die des Horaz.

Die römische Zeit

Noch mehr als im alexandrinischen Zeitalter muß im römischen unser Forschungsbericht auseinanderfallen. Doch hebt sich ein Komplex von Schriften heraus, der durch eine bedeutsame wissenschaftliche Tendenz zusammengehalten wird. Äußerlich wird diese charakterisiert durch die Neigung zur Problemvereinigung mit der neutestamentlichen Forschung, tiefer durch die konsequente Durchführung der Genosforschung in der christlichen Literatur, die, in dieser formellen Betrachtung, sich nicht von der heidnischen unterscheidet und deshalb nicht nur für jene, da sie weit eher erhalten ist, Zeugnis ablegen kann, sondern auch in sich die Spuren und Ausartungen früherer, höherer, ausgebildeterer literarischer Erzeugnisse trägt und für uns so, in Erschließung der Formen, von höchstem Werte sein kann. Anderseits bekommt natürlich auch die christliche Literatur durch diese zwangsweise Einstellung in einen bisher vernachlässigten Zusammenhang ein ganz unerwartetes Aussehen.

Vor allem ist es der nachhaltige Einfluß des Ἄγνωστος ϑεός Nordens (1912), der eine reiche Literatur ins Leben rief. So sehr auch dieses Buch echt Nordensches Gepräge zeigt, d. h. den Bogen des Scharfsinnes nicht selten überspannt, so ist es doch ein Vorbild, wie weit eine Forschung auf diesem Gebiete gehen darf, so lange sie philologisch sein will. Die ausgezeichneten Hauptkapitel, die eben religiöse Literaturformen untersuchen, werden nach und nach ihre Wirkung tun; der Augenblickseffekt liegt in der Behandlung der athenischen Rede des Paulus in der Apostelgeschichte. In der Berichtsperiode wenden sich noch Th. Plüß (Festschrift Blümner 1914) mit unrichtiger Argumentation und O. Weinreich (Archiv für Religionsgeschichte 1914) gegen Nordens Standpunkt in dieser Frage. So sorgfältig Weinreich vorgeht und so viel interessantes und neues Material er auch beibringen kann, so widerlegt er die mit der größten logischen Wahrscheinlichkeit (weiter kann man, ohne neue Stellen, nicht kommen) vorgebrachten Folgerungen Nordens nicht; die μεταγραφή in den Singularis, der Einfluß des Apollonios auf die Areopagrede sind für mich einstweilen noch nicht widerlegt, ja ich wünsche sie auch gar nicht widerlegt, da mir der darin enthaltene Gedanke nur natürlich ist.

Am meisten lädt zu solchen vergleichenden Studien selbstverständlich die Apokalypse ein; hier wird ein Widerspruch auch am wenigsten laut werden. Ihr weiht Boll das erste Heft der Stoicheia (1914).

Neben den Literaturformen, die man jetzt sogar in der Heiligen Schrift aufspürt, sind es natürlich die einzelnen religiösen Worte, Begriffe, Formen und Formeln. „Es genügt uns nicht mehr, zu sagen, ‚dies oder dies Wort muß bei Paulus die oder die Bedeutung haben, sonst läßt sich kein einheitliches System seiner Psychologie oder seiner Theologie entwickeln'. Wir verlangen zu wissen, auf Grund welchen hebräischen oder griechischen Sprachgebrauches er dem Wort diese Be-

deutung geben konnte und wie seine Leser es verstehen konnten ... Seit wir gelernt haben, den Bedeutungswandel der Worte in den verschiedenen Sphären des geistigen Lebens zu verfolgen, gewinnt diese scheinbar unendliche Arbeit ein über die Einzelerklärung weit hinausreichendes Ziel und zugleich für diese ein wichtiges Kriterium'" (Reitzenstein, Historia Monachorum, S. 237). Norden und Reitzenstein sind hier die Bahnbrecher. Daß die Theologen an dieser manchmal etwas herablassend auftretenden Konkurrenz nicht immer Freude haben, sie nicht ganz mit Unrecht hie und da etwas unnötig finden, indem die oft mangelnde Literaturkenntnis auf dem fremden Gebiete den Philologen leicht zu ungerechten Urteilen verführt, ist nicht verwunderlich; aus dieser Einstellung heraus ist A. Jülichers Abwehr gegen einen Aufsatz W. W. Jägers geschrieben (Zeitschrift für neutest. Wissenschaft 1916), die mehr symptomatische Bedeutung hat.

Die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der späteren religiösen Literatur ist natürlich viel leichter. Die grandiose Linie, die, wie man nach und nach sieht, von den antiken Mysterien über Christliches, Gnostisches, Neuplatonisches bis in die arabische und türkische Literatur hineinreicht, wird noch zu vielen erstaunlichen Entdeckungen führen. Auch der Philologe wird sicher noch reichen Gewinn ernten, denn mit den religiösen Ideen sind natürlich auch die religiösen Formen, auch die literarischen, mehr oder weniger mit konserviert worden. Ein Zeichen der Parallelarbeit ist es, wenn Reitzenstein die christlichen Wundergeschichten, v. Harnack, der von den Philologen als Mitarbeiter sonst nichts wissen will, des Porphyrius Werk gegen die Christen zum Studienobjekte nimmt. Seine Abhandlung, die in den Abh. Berl. Akad. 1916 erschienen ist, behandelt in Kürze die bekannten Probleme, entscheidet sich in der wichtigen Frage des Mittelmannes, der die Porphyriusschrift dem Makarius vermittelte, für einen Unbekannten; die Hauptsache ist die Fragmentsammlung. Reitzensteins Forschung kommt mehr der christlichen Literatur zugute; zuerst ist es das Leben des Antonius von Athanasius, das als eine verständnislose Kopie aus einem Pythagorasleben erwiesen wird, wie auch die darin vertretenen Ideale die des Neupythagoreismus sind (Sitzb. Heidelb. Akad. 1914). Dann kommt in gleichem Geiste die Historia monachorum und die Historia Lausiaca an die Reihe (Hist. monachorum et Hist. Lausiaca, eine Studie zur Geschichte des Mönchtums und der frühchristl. Begriffe Gnostiker und Pneumatiker. [Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments. N. F. 7. Heft 1916]). Alle zeitgenössischen Literaturformen, christliche und neupythagoreische und ebenso die religiösen Begriffe werden aus diesen Schriften erhellt. Die Einflüsse der alten Mysterien, dann der Neupythagoreer auf das Mönchstum werden glänzend dargelegt, die Termini des Mönchslebens in ihrer lebendigen Bedeutung und ihrer Wechselwirkung mit heidnischen Vorstellungen untersucht. So wird in großartiger Weise die ganze Breite religiösen Lebens erfaßt, wie es am Ausgang des Altertums lebendig war.

Das ist der neue Zug der Forschung; unzweifelhaft wird das dankbare Gebiet, in dem die Probleme direkt an der Oberfläche zu liegen scheinen, in der nächsten Zeit viele anlocken; die Gefahr des Dilettantismus ist groß — hoffen wir, daß die großen Vorkämpfer durch ihre sichere Methode diesen fernzuhalten wissen.

Es bleiben mir noch aus der hohen Literatur die paar wichtigen Ereignisse zu notieren.

Das berühmte Genesiszitat der Schrift περὶ ὕψους wollte Konrad Ziegler (Hermes 1915) wieder einmal für unecht erklären. 1917 erschien ihm in Mutschmann (in der gleichen Zeitschrift) ein Anwalt, der ihm wieder zu seinem ihm gebührenden Rechte verhilft. In der Mitte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts konnte ein griechischer Ästhetiker sehr wohl etwas vom Alten Testament gewußt haben.

Von Plutarchs vitae parallelae sind in frischem Zuge drei Halbbände erschienen, nämlich I, 1 und I, 2 von Cl. Lindskog und III, 1 von K. Ziegler. Lindskog gibt im Hermes 1914 Rechenschaft über die Überlieferungsgeschichte, indem er sich vor allem auf die Arbeiten Zieglers stützt. Die Ehrenrettungen der Synkriseis, die von Rudolf Hirzel im Plutarchbuch so energisch angegriffen worden waren, setzen nun auch ein; sie haben es nicht so schwer, wie mir scheint, vgl. A. Stiefenhofer, Die Echtheitsfrage der biographischen Synkriseis Plutarchs (Diss. Tübingen 1915), der besonders auf die den Synkriseis entsprechenden Einleitungen hinweist; diese besprechen die Änlichkeit der geschilderten Helden, die Synkriseis die Unterschiede. Auch dafür, daß sie bei einigen Viten fehlen, weiß er gute Gründe anzuführen.

Eine Neuausgabe der Moralia ist versprochen. Eine Vorarbeit ist eine Untersuchung H. Wegehaupts über den bekannten Florentinerpalimpsest (Abh. Berl. Akad. 1914).

Dio Chrysostomos soll verbilligt werden; Guy de Budé läßt eine, natürlich auf Arnim sich stützende, Ausgabe bei Teubner erscheinen, von der der erste Band vorliegt (1916).

Für Lukian ist der von zwei Seiten geführte Nachweis interessant, daß er doch nicht nur ein Abklatsch der neuen Komödie ist, etwa wie Aristainetos, sondern daß er aus allen möglichen Quellen, hohen literarischen und volkstümlichen, schöpft. Für eine einzelne Schrift, den Timon, weist die Abhängigkeit von der Timonlegende, nicht von einer Komödie J. Mesk nach (Rhein. Mus. 1915); an den Personennamen des ganzen Lukian erweist Karl Mras das gleiche (Wiener St. 1916). Die Namen sind alle echt, erfundene (sprechende) Namen fehlen; d. h., falls sie „sprechen", benutzt er dazu solche, die schon existieren. Quellen sind natürlich teilweise die Komödie (aber er verstößt durchaus gegen die typische Namengebung derselben), daneben aber auch alle andern Literaturformen und die Wirklichkeit.

Zu Ehren des Pausanias schreibt A. Trendelenburg und erweist an dessen Olympiabeschreibung, wie zuverlässig und gewissenhaft der Vielgeschmähte vorgegangen ist (Weidmann 1914).

Auch dem Libanius Försters, diesem Muster zuverlässigen, ununterbrochenen Erscheinens, hat der Krieg Hindernisse bereitet; seit dem 8. Bande (1915) ist nichts mehr gekommen; es fehlen noch die Briefe.

Für die literarisch anspruchsvolle Sammelliteratur und ihre Geschichte ist wichtig ein Aufsatz von M. Wellmann, der den Leimon des Pamphilos, eines der ältesten und bedeutendsten Werke dieser Gattung untersucht (Hermes 1916). Wie bei allen solchen Untersuchungen reichen die Fäden ungeheuer weit; sie werden von Wellmann mit bekannter Gewandtheit verfolgt und festgehalten.

Die Tätigkeit des Ptolemaios Chennos untersucht A. Chatzis (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums VII, 2 [1914]) und sammelt dessen Fragmente, abgesehen von der (sowieso dem Ptolemaios nur sehr bedingt zugehörigen) Aristotelesvita. Ptolemaios wird gegen die geringschätzigen Urteile der Literaturgeschichte geschickt verteidigt.

Und zu guter Letzt die Kirchenväter. In der Berliner Ausgabe sind erschienen seit 1914 der Epiphanius (Bd. I, 1915) von K. Holl und des Hippolytos Refutatio (1916); letzterer vor allem lange erhofft. P. Wendland hat ihn vor seinem Tode noch fast fertig gestellt. Mit mir werden viele jetzt vor allem einmal die Indices zum Clemens ersehnen.

Anhang

Die griechische Metrik

Die Geheimwissenschaft der Metrik hat auch in der Berichtsperiode ihren Schleier nicht gelüftet; nach wie vor gehen ein paar metrische Sterne ihren einsamen Weg, nur sich selber zur Freude und zur Sicherheit; nur an einer einzigen Stelle wächst sich ein Nebelfleck zu einer Art Sonnensystem aus, an dessen Zentralgestirn auch das profanum philologorum vulgus sich zu erwärmen beginnt — es ist der Kreis um Wilamowitz. Die genialen Anregungen, die er vor bald 20 Jahren in seinem Aufsatz über die choriambischen Dimeter gegeben, erweisen sich als immer fruchtbarer und treffsicherer, jene Dimeter (eigentlich sollte natürlich der Begriff der Zwei aus dieser ursprünglichen, ungeteilten Einheit verschwinden; vielleicht nennen wir sie mit Wilamowitz Achtsilbler) als noch wichtiger und aufschlußreicher als man gedacht. Ein neuer Fund hat auch hier wieder die tastende Erkenntnis mehr gefördert als alle theoretische Erörterung das vermag; er hat gezeigt, wie sehr Wilamowitz auf dem rechten Wege war in seiner historischen Auffassung, wenn er in den uns traditionellen Formen der äolischen und dorischen Lyrik Erstarrungsformen sah aus Zeiten einer größeren Freiheit, die zu erlauschen die richtige Vergleichung der verschiedenen Maße und ihrer Gesetze genügen sollte. Wilamowitz deutet uns das neue Beweisstück selber (in dem Aufsatz: Neue lesbische Lyrik [N. Jahrb. kl. Altert. 1914, S. 238]). In einem der in Oxyrh. Pap. X veröffentlichten Gedichte des Alkaios wechselt der Asklepiadeus

⏓⏓–⏑⏑– –⏑⏑–⏑–

mit ⏓–⏑––⏒ –⏑⏑–⏑–

Das letztere ist, weil nach Hephästion, der dieses Maß kennt, die 5. und 6. Silbe ganz frei waren, ein Glykoneus (Achtsilbler!) mit einem viersilbigen Vortakt, und weil die beiden Verse, der Asklepiadeus und der eben geschilderte, hier miteinander abwechseln, also offenbar Variationen derselben Urform sind, haben wir auch den Asklepiadeus als so zusammengesetzt aufzufassen. „Der Zwölfsilbler wäre also eine Erweiterung des Achtsilblers, des Dimetrons, der Asklepiadeus eine Spielart desselben, der von Alkaios und dann weiter von Asklepiades und anderen zur einzig zulässigen gemacht ist“.

Einen Gesamtüberblick über die Geschichte, besser die Prähistorie der Metrik gab Wilamowitz in einem Vortrag in der Berliner Akademie, von dem nur ein kurzer Auszug vorliegt (Sitzb. Berl. Akad. 1914 =

Berl. phil. Wochenschr. 1914, S. 1471; in ähnlichem Geiste Radermacher [Berl. phil. Wochenschr. 1917, S. 1010]). Ursprünglich war der Vers, er ist älter als der Fuß. Der wichtigste ist der Achtsilbler, der natürlich auch unvollständig sein kann — eine nicht genug zu wiederholende Tatsache [1]). Der folgenreichste Schritt war dann die Herausarbeitung der Metra in Ionien; parallel zu ihr ging eine Beschränkung der Freiheiten, eine Reduzierung der Möglichkeiten des Achtsilbers in den anderen Dichtungskreisen. In Ionien und zuletzt auch an den anderen Orten beherrschten nach und nach die Metra die ganze Produktion; sie wirkten auf die alten Verse ein, Rudimente des Früheren liegen in der Anaklase des Ionicus und anderen Erscheinungen vor. Mit oder nach der Einführung der Metra erfolgte in Ionien zuerst die Gleichsetzung einer Länge mit zwei Kürzen und andere sekundäre Vorgänge, über die wir stets hinauszukommen trachten müssen.

Im Geiste der wilamowitzschen Richtung bewegt sich ein sehr fördernder Aufsatz von Ed. Fränkel im Rhein. Mus. 1918, den lyrischen Daktylen gewidmet. Er führt gegen die Enopliertheorie von Blaß und Schröder, die, wie ich glaube, im höchsten Grade verhängnisvoll gewirkt hat, energische Schläge. Vor allem wird das Wesen der Daktylen untersucht und gezeigt, wie daktylische Dimeter etwas Beschränktes und Spätes sind, d. h. die daktylische Weise tritt als ebenbürtige und unabhängige Form neben die „metrische“ oder primär ja dimetrische. Der Dimeter steht also in der Geschichte der Daktylen an einer ganz anderen Stelle als in der der Iamben, Ioniker, Choriamben usw., wo er Keimzelle gewesen ist. Überall zeigt sich Gleichwertigkeit etwa von zwei Gliedern wie

– ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡

und – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ – – (Alkman),

– ◡ – – ist ein legitimes daktylisches Schlußglied. Und was wir Daktyloepitriten nennen, sind Daktyloiamben oder Daktylotrochäen. Eine „Ionisierung“ hat stattgefunden, aber spät und sekundär.

Das sind Gedanken der metrischen Prähistorie; sie werden Glauben und Widerspruch finden, da es immer Tatsachen gibt, die sich diesen Erkenntnissen fügen und andere, die ihnen zu widerstreben scheinen. Da ist die Sicherheit innerhalb der Geschichte der historischen Metrik, in der Entwicklung der frühen Formen zu den späten unendlich viel größer; solche Arbeiten locken nach wie vor. Auch in der Berichtsperiode ist es vor allem Kurt Witte, der auf diesem Gebiete tätig ist; besonders kommt seine Forschung dem Hexameter zugute [2]).

[1]) So ist zu operieren; die von Radermacher wieder einmal geforderten πόδες neben den Metra als vorhistorisches Erbgut, als Grundlage z. B. für den Ithyphallicus, sind dringend abzulehnen.

[2]) Seinen hochinteressanten Aufsatz im Rh. Mus. 1915, Wortrhythmus bei Homer, wage ich als Nichtsprachwissenschaftler nicht zu besprechen. In faszinierender Weise wird gezeigt, wie die Beschränkungen Schulzes bei den metrischen Dehnungen auf solche Wörter, die dem Metrum sich nicht anpassen können, oder wo eine Anpassung wenigstens unbequem war, zu ängstlich sind und daß die gedehnten Formen über-

Wie er früher die Genesis dieses Verses durch seine mit Recht Aufsehen erregenden Arbeiten erhellt hat, so jetzt die Entwicklung, zwei Dinge, die sich freilich sehr gegenseitig bedingen, wenn auch immer mit einem Bruche der Tradition gerechnet werden muß; ein solcher ist ja der Übergang vom Gesang zur Rezitation auf alle Fälle. Die wichtigsten Erkenntnisse legt Witte in einem Aufsatz über den Hexameter des Ennius nieder (Rhein. Mus. 1914); auf das Hauptthema, das ich, nebenbei bemerkt, nicht für richtig gelöst erachte, trete ich nicht ein. Ennius wird aber in die Entwicklung des alexandrinischen Hexameters eingeordnet, was Witte zu einer Besprechung der W. Meyerschen Gesetze führt, die er wirklich verstehen will, wozu W. Meyer selber nur schüchterne Versuche machte. Er erklärt sie — natürlich hatte Meyer im allgemeinen dies auch gesehen — aus dem Bedürfnis, die Caesur möglichst durch ein langes ihr vorausgehendes Wort zu stärken und ihr durch andere Einschnitte keine Konkurrenz erwachsen zu lassen [1]). Darum verschwand auch die bei Homer noch wichtige Hephthemimeres und machte der völligen Herrschaft der Einschnitte im dritten Fuße Platz, darum stieg die bukolische Diärese im Kurs und nicht minder die Caesura κατὰ τρίτον τροχαῖον; diese ließ sich dann wieder gerne mit der Diärese im fünften Fuß verbinden, was den beliebten Wechsel von weiblicher und männlicher Caesur ergab. Diese Gedanken werden dann am tragischen Trimeter weitergeführt; auch hier wird das Wesentliche aus verpönten Formen erschlossen; es sind die Verbote des Porsonschen Gesetzes (Hermes 1914). In durchaus überzeugender Weise wird gerade durch die Parallele zum Hexameter gezeigt, warum zwischen der Penthemimeres (für die Hephthemimeres ergeben sich die Schlüsse dann von selbst) und dem Creticus Wortformen nach dem Schema – ◡ – ⏓, – + ◡ – ⏓ und – ◡ + ◡ ⏓ überhaupt nicht beliebt sind, ganz unbeliebt aber die Spezialität – ◡ – – und – + ◡ – – und – ◡ + – –, weil die ersteren ziemlich, die letzteren völlig die Caesur erstickten. Sobald dies erkannt ist, begreift man eine Menge von Einzelheiten, z. B. auch, warum – ◡ – + – nicht ebenso gemieden ist; schließt sich doch das einsilbige Wort natürlicherweise an den Creticus an und läßt dadurch keinen Einschnitt bemerkbar werden. Wie sehr dieser Weg der richtige zur Erklärung der bisher nur empirisch beobachteten Tatsachen ist, erweist am Schlusse seines Aufsatzes Witte selber, indem er genau die gleichen Vorgänge am trochäischen Tetrameter erkennt, wo eine Form, die der Diärese eine Konkurrenz erwachsen läßt, nämlich

– ◡ – – | – ◡ – ⏓ | – ◡ – ◡ – ◡ –

zwar in der Komödie in üppiger Blüte steht, in der Tragödie gemieden wird, indem dort in der Senkung des zweiten Fußes immer eine Kürze steht.

haupt als Analogiebildungen zu betrachten sind, „geprägt nach dem Rhythmus der in den jeweiligen Versstellen festsitzenden Worttypen“.

[1]) Eine Anzahl Beobachtungen dieser Art am epischen und hymnischen Hexameter der Alexandriner bietet die Dissertation von Hans Hescher (Gießen 1914), Metrische Untersuchungen am epischen Hexameter der Alexandriner.

Sehr belehrend ist die Dissertation Fr. Schuchardts (Marburg 1915), De Graecorum versibus, quorum membra ambitu increscant, commentatio metrica, eine rhetorische Untersuchung des Hexameters. Die Steigerung liegt ja schon in den beiden gewöhnlichen Caesuren im dritten Fuße des Hexameters begründet vor. Da der Verfasser, wie er in einem Anhang ausführt, den Caesuren keine Stellung in der Vorgeschichte des Hexameters zuweist (worin ich ihm ganz und gar nicht beistimme), sondern sie nach dem Übergang des Gesanges in Rezitation geschaffen sein läßt, so würde also schon das dem gleichen Gefühle entspringen wie dann die komplizierteren Teilungen, z. B. Penthemimeres + Trithemimeres oder Penthemimeres (resp. *κατὰ τρίτον τροχαῖον*) + Diärese nach dem ersten Fuß. Gerade der lateinische Hexameter hat ja, wie Birt, der Anreger auch dieser Dissertation, in seinen klassischen Symbola einst ausgeführt hat, große Vorliebe für diese Figuren, die so leicht ähnlichen der Prosarhetorik zur Seite gestellt werden können. Nicht anders steht es mit dem Trimeter; verblüffend im ersten Augenblicke ist nur, daß hier die Prozentzahl der versus trimembres, die im Agamemnon 12 Prozent ausmachen, bei Euripides (dem Dichter der Rhetorik) auf 6 bis 7 Prozent herabsinkt; in der neuen Komödie findet man sie fast nicht mehr. Die Erklärung gibt aber die durch das Enjambement herbeigeführte Verwischung der Versgrenzen, denn diese sind natürlich Voraussetzung für die Wirkung dieser Kunstformen; darum sind sie auch im Hexameter erhalten geblieben, weil dort die Katalexe ein starkes Enjambement verhindert.

Eine ansprechende Zusammenfassung der Gesichtspunkte in der Frage nach dem Versiktus gibt P. Von der Mühll in einem Vortrage vor den schweizerischen Gymnasiallehrern (Jahrb. d. Vereins schweiz. Gymnasiallehrer 1918), denn gerade die Schule ist ja an diesem Problem sehr interessiert. Er bejaht das Vorhandensein des Iktus, dessen Einfluß auf die Umgebung er in gesungenen und rezitierten Massen nachweist. Weil er eben sekundäres und nicht den Versbau wesentlich bestimmendes Element ist, blieb er von den antiken Rhythmikern unbeachtet.

Eine erfreuliche Tatsache, die einem späteren Berichte Gelegenheit zu warmer Anerkennung geben wird, kündet sich in unserer Berichtsperiode an, nämlich das Erscheinen eines Buches, das nicht nur dilettierend (wie bisher alle, selbst ein Norden dilettieren mußten), sondern mit absoluter Sicherheit sich auf dem Gebiete der Klauselforschung und des Prosarhythmus bewegt. Der Verfasser dieses Werkes, das im Momente, wo das geschrieben wird, erschienen ist, ist der Holländer de Groot. Die Sicherheit zeigt sich in der absoluten, zuverlässigen Selbstverständlichkeit, mit der de Groot neue grundsätzliche Theorien zu kritisieren imstande ist, mit wenigen, überzeugenden Beweisstücken aus seinem reichen Material. So erledigt er in der Berl. phil. Woch. 1917 (S. 1158) die in der gleichen Zeitschrift (S. 217) vorgetragene Vermutung Novotnýs, daß die Klauselforschung nicht mit metrischen Gebilden (Füßen), die sich nicht um die Wortfugen kümmern, operieren dürfe,

sondern mit aneinandergereihten Wörtern von verschiedenem metrischen Typus. Die Erledigung geschieht, indem er beispielsweise an Plutarch erweist, daß gewisse metrische Gebilde und nur diese am Satzende gesucht waren, z. B. ohne Unterschied

$$
\begin{array}{c}
- \cup - + \cup\!\!\!\!- \\
- \cup + - \cup\!\!\!\!- \\
- + \cup - \cup\!\!\!\!- \\
+ - \cup - \cup\!\!\!\!-
\end{array}
$$

Nicht weniger wichtig ist auch die Feststellung, daß die metrischen Klauselformen sich nicht im mindesten um das bekümmern, was vorausging, daß also die Forderung, die Klauseln nur im Zusammenhang mit dem Satzrhythmus zu betrachten, unberechtigt ist.

Das führt zu folgenden Grundlagen der Klauselforschung, wie sie von de Groot in seinen Methodological investigations into the rhythm of Greek prose (The classical quarterly 1915) entwickelt werden:

1. Die letzte Silbe ist anceps.
2. Nur die letzten acht Silben werden in Berücksichtigung gezogen.
3. Von diesen Silben wird nur die Quantität geprüft, nicht aber die „Typologie der Klausel“ (was eine Aufgabe für sich wäre).

Mit diesen Grundanschauungen untersucht dann de Groot mit einem absoluten Maßstab (d. h. durch Anlegung sämtlicher möglichen Formen) die Prosa der verschiedensten Schriftsteller. Daß diese Methode zum erstenmal zu einem zuverlässigen Resultate führen muß, auf dem dann erst eine Geschichte des Prosarhythmus denkbar ist, ist evident.

Namenverzeichnis

Sachverzeichnis

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha.

Der Leser wird gebeten, etwaige Lücken, die er beim Benutzen dieses Berichtes entdeckt, oder Wünsche, die er für die Berichte über die Jahre 1919 uff. berücksichtigt sehen möchte, auf dieses Blatt zu schreiben und es mit Nennung seines Namens einzusenden an den Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. für den Herausgeber der „Wissenschaftlichen Forschungsberichte", Gotha.